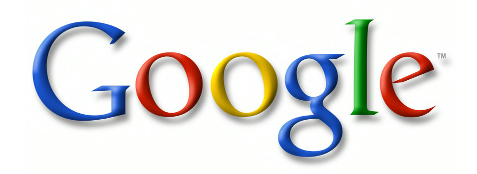



Google

PALAESTRA XLIII, I.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl, Gustav Roethe** und **Erich Schmidt.**

Angelsächsische Palaeographie.

**Die Schrift der Angelsachsen
mit besonderer Rücksicht auf die Denkmäler in der
Volkssprache.**

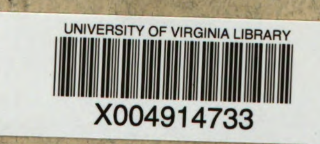
Teil I:

Einleitung

von

Wolfgang Keller.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1906.



Henn. English



PALAESTRA XLIII, I.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl**, **Gustav Roethe** und **Erich Schmidt.**

Angelsächsische Palaeographie.

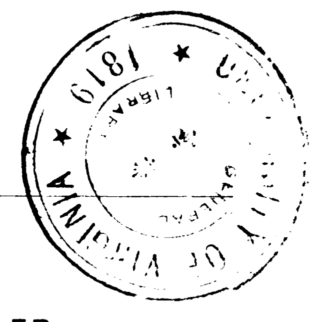
**Die Schrift der Angelsachsen
mit besonderer Rücksicht auf die Denkmäler in der
Volkssprache.**

Teil I:

Einleitung

von

Wolfgang Keller.



BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1906.

Weimar. — Druck von R. Wagner Sohn.

PATRI · CARISSIMO
QVI · PRIMVS · OLIM · TIRONEM
PALAEOGRAPHIAE · ELEMENTIS · INSTITVIT
SACRVM

Auf den folgenden Blättern habe ich versucht, ein Bild der Entwicklung der Schreibkunst bei den Angelsachsen zu geben. Es kam mir aber dabei hauptsächlich auf die nationale Literatur an, nicht auf die Denkmäler der Missionstätigkeit der englischen Mönche, die über einen großen Teil von Europa ihre Bildung verbreiteten. An Vollständigkeit zu denken erlaubten die mir zu Gebote stehenden Mittel nicht. Ich habe genommen was ich fand. Ich will dem Philologen nützen, der die altenglische Sprache und die in ihr abgefaßten Werke zu seinem Studium gemacht hat. Meiner Untersuchung ist die Urkundensammlung des Britischen Museums zu Grunde gelegt, weil hier ein großes, örtlich und zeitlich fixiertes Material vorliegt, das verhältnismäßig leicht zugänglich ist. Diese Urkunden sind in der Folge einfach nach der Jahreszahl — bei zwei Grenzzahlen nach der ersten — zitiert. Da ein Unterschied zwischen Bücherschrift und Urkundenschrift in England während der angelsächsischen Zeit kaum existiert, durfte dieses Verfahren als das praktischste angesehen werden.

Inhalt.

Bibliographie.

Diese Liste macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Sie will im Gegenteil nur das Wichtigste anführen. Dagegen ist größerer Nachdruck auf die Facsimiles altenglischer Literaturdenkmäler gelegt. Vollständigere Aufzählung der palaeographischen Handbücher und Tafelwerke findet man bei Thompson, Handbook (s. u.) p. 327ff., Prou, Manuel (s. u.) p. 6ff., und bei Charles Gross, Sources and Literature of English History, London 1900, p. 28ff.

A. Darstellende Arbeiten.

1. Astle, Thomas. The Origin and Progress of Writing. London 1784. [2] 1803. Neugedruckt 1876.

Das einst fundamentale Werk hat heute fast nur noch historisches Interesse.

2. Leist, Friedrich. Urkundenlehre. Katechismus der Diplomatik, Palaeographie, Chronologie und Sphragistik. Leipzig [2] 1893. [Webers illustrierte Katechismen.]

Eine sehr nützliche, kurze Zusammenstellung: die angelsächsische Schrift ist freilich nur ganz nebenbei behandelt.

3. Paoli, Cesare. Grundriß zu Vorlesungen über Lateinische Palaeographie und Urkundenlehre. I. Lateinische Palaeographie. 2. Aufl. II. Schrift- und Bücherwesen. Aus dem Italienischen übersetzt von Dr. Karl Lohmeyer. Innsbruck 1889. 1895.

Ein recht praktisches kleines Handbuch, das aber auf eigentlich palaeographische Detailfragen nicht eingeht.



4. Prou, Maurice. Manuel de paléographie latine et française, suivi d'un dictionnaire des abbréviations; avec 23 fac-similés. Paris 1890. [2] 1892. — Recueil de fac-similés etc. Paris 1896.

5. Reusens, Le Chanoine. Éléments de paléographie. Louvain 1899.

Auch in diesen beiden Werken ist leider die angelsächsische Schrift sehr zu kurz gekommen.

6. Thompson, Edward Maunde. Handbook of Greek and Latin Palaeography. London 1893. [2] 1894. [The International Scientific Series Vol. LXXIII.]

Die beste und übersichtlichste Darstellung, die wir haben; der gedrungene Text wird durch sehr zahlreiche Abbildungen trefflich erläutert. Auch durch seine Billigkeit empfiehlt sich dieses Handbuch ganz besonders. Es ist das einzige, das bei aller Kürze ausführlich über die insulare Schrift handelt.

6a. Thompson, Sir Edward Maunde. The History of English Handwriting, A. D. 700—1400. Transactions of the Bibliographical Society. Vol. V. London 1901. 4°

Zwei Vorträge, die im wesentlichen dasselbe sagen wie der betreffende Abschnitt seines Handbuchs, aber mit schöneren Facsimileproben, von denen etwa 20 für uns in Betracht kommen.

7. Wattenbach, Wilhelm. Anleitung zur lateinischen Palaeographie. Leipzig 1869. [4] 1886.

Ausgezeichnet, aber sehr kurz und für die angelsächsische Schrift nicht genügend.

8. Wattenbach, Wilhelm. Das Schriftwesen im Mittelalter. Leipzig 1871. [3] 1896.

Das grundlegende Werk für die äußere Geschichte der mittelalterlichen Schreibkunst.

B. Facsimile-Sammlungen.

9. Arndt, Wilhelm. Schrifttafeln zur Erlernung der lateinischen Palaeographie. 2 Teile. [2] Berlin 1887 bis 1888. [3] Her. von Michael Tangl, 1897—1898.

Der angelsächsischen Schrift konnte hier naturgemäß nur ein verhältnismäßig kleiner Raum gewährt werden.

10. Catalogue of Ancient Manuscripts in the British Museum [ed. E. M. Thompson and G. F. Warner]. Pt. II. London 1884.

61 Tafeln.

11. Facsimiles of Ancient Charters in the British Museum [Angelsächsische Zeit, ed. E. A. Bond, mit Unterstützung von E. M. Thompson]. 4 Teile. London 1873—1878.

144 Tafeln. Die wichtigste Sammlung für die Kenntnis der Entwicklung der angelsächsischen Schrift.

12. Facsimiles of Anglo-Saxon Manuscripts, ed. W. B. Sanders. 3 Teile. Ordnance Survey Office, Southampton 1878—1884.

121 Tafeln. "Marred by many inaccuracies" (Gross).

13. Facsimiles of Manuscripts and Inscriptions, ed. E. A. Bond, E. M. Thompson, and G. F. Warner. For the Palæographical Society. 3 vols., London 1873 bis 1883. — 2nd series, 2 vols., 1884—1894.

455 Tafeln, darunter sehr viele angelsächsische. Die bedeutendste Sammlung dieser Art.

14. Facsimiles of Ancient Manuscripts, etc. The New Palæographical Society. Photographed and Printed by Horace Hart at the Oxford University Press. London 1903 ff.

Verspricht sehr wertvoll zu werden.

15. Facsimiles of National Manuscripts [of England], from William the Conqueror to Queen Ann [ed. W. B. Sanders]. 4 Teile. Ordnance Survey Office, Southampton 1865—1868.

341 Abbildungen. Für unsere Zwecke kommt es nur sehr wenig in Betracht.

16. Skeat, Walter W. Twelve Facsimiles of Old English Manuscripts. Oxford 1892.

Rein literarhistorische Gesichtspunkte sind maßgebend. Die ersten drei Tafeln nur sind angelsächsisch.

17. Steffens, Dr. Franz. Lateinische Palaeographie. 100 Tafeln in Lichtdruck. Freiburg (Schweiz) 1903.

Die Sammlung enthält nur wenige englische Beispiele.

18. Westwood, J. O. Palæographia Sacra Pictoria. Being a Series of Illustrations of the Ancient Versions of the Bible, copied from Illuminated Manuscripts, executed between the 4th and 16th centuries. London 1843—1845.

19. Westwood, J. O. Facsimiles of the Miniatures and Ornaments of Anglo-Saxon and Irish Manuscripts. London 1868.

Die beiden Tafelwerke bringen neben den Illustrationen immer auch kleine Textproben in lithographischer Nachbildung.

Facsimiles altenglischer Literaturdenkmäler.

I. Poesie.

Cædmons Hymnus: Wülker, Gesch. d. Engl. Literatur. Leipzig 1897. Palæographical Society I 141.

Beowulf: ganz herausgegeben von J. Zupitza, Autotype Facsimile of the Unique MS. Cotton. Vitellius A XV, in the British Museum, with a Transliteration. For the Early English Text Society. London 1882.

Proben in Wülker, Engl. Lit.; Grein-Wülker, Bibliothek der angelsächsischen Poesie; Pal. Soc. u. ö.

Cædmon-Codex: Palæographical Society II 14, 15.

Skeat, Twelve Facsimiles No. 2.

Bouterwek, Cædmons des Angelsachsen biblische Dichtungen. Gütersloh 1864.

Astle, Origin of Writing, Tab. XIX.

Eine Bilderseite auch bei Wülker, Engl. Lit.

Exeter-Codex: New Palæographical Society.

Hickes, Linguarum Vett. Septt. Thesauri .. Pars Tertia, Grammatica Islandica. Oxon. 1793.

Thorpe, Codex Exoniensis. London 1842.

Vercelli-Codex: die poetischen Teile ganz herausgegeben von Wülker, Codex Vercellensis, die angelsächsische Handschrift zu Vercelli in Nachbildung. Leipzig 1893.

Eine Probeseite auch in Wülkers Engl. Lit.

Waldere-Bruchstücke: ganz herausgegeben von Holthausen, Die Waldere-Bruchstücke. Göteborgs Hogskölas Årskrifter. Gothenburg 1899.

II. Prosa.

Alfreds Cura Pastoralis [Hatton-MS.]: Skeat, Twelve Facsimiles No. 3.

New Palæographical Society.

Alfreds Orosius [Lauderdale- und Cotton-MS.]: Bosworth, King Alfred's Orosius. London 1859.

Alfreds Soliloquia Augustini: H. L. Hargrove, King Alfred's Old English Version of St. Augustine's Soliloquies. New York 1902.

Annalen [alle Handschriften]: Thorpe, The Anglo-Saxon Chronicles Parallel. Rerum Britannicarum Scriptores Medii Aevi. London 1869.

MS. C (Tib. B 1) auch Palæogr. Soc. I 242.

Das Laud-MS. (E) außerdem noch in Grein-Wülker, Bibliothek der ags. Poesie.

Blickling-Predigten: The Blickling Homilies of the Tenth Century. Ed. by the Rev. R. Morris. For the Early English Text Society. London 1880.

Ælfrics Heptateuch [MS. Cotton. Claud. B IV]: Palæographical Society I 71, 72.

Vita S. Swithuni: Earle, John, Facsimile of some leaves in Saxon Handwriting on Saint Swiđhun. [Gloucester Fragments I.] London 1861.

Vita S. Mariae Aegypt.: Earle, John, Leaves from an Anglo-Saxon Translation of the Life of S. Maria Aegyptiaca. [Gloucester Fragments II.] London 1861.

Hyde Register: Palæographical Society II 16, 17.

Birch, The Register of S. Mary's Abbey Winchester.

Facsimiles of Ancient Manuscripts III, 22.

III. Glossen.

Epinal: ganz herausgegeben von Sweet, A Facsimile of the Epinal Glossary of the 8th century. For the Early English Text Society. London 1876.

Corpus: Hessels, An Eighth Century Latin-Anglo-Saxon Glossary preserved in the Library of Corpus Christi College, Cambridge. Cambridge 1890.

Lorica: Kuypers, Dom A. B., The Prayer Book of Aedeluald the Bishop, commonly called The Book of Cerne. Cambridge 1902.

Vespasian [sog. „kentischer" Psalter]: Palæographical Society I 18. Catal. of Anc. MSS. II 12, 13.

Thompson, Bibl. Soc. p. 116.

Rushworth [Lucas]: Palæographical Society I 90.

Lindisfarne: Catal. of Anc. MSS. II 10. Palæographical Society I 3.

Durham Ritual: Palæographical Society I 240, 241.

Prudentius [MS. Cott. Cleop. C VIII]: Palæogr Society I 190.

Salisbury Psalter: Palæogr. Society I 188, 189.

Viele kleine Proben biblischer Handschriften außerdem noch bei Westwood.



Wie in allen Künsten, kann man auch in der Schreibkunst verschiedene Stilarten unterscheiden, wobei wir das Gemeinsame in den künstlerischen Erzeugnissen eines Volkes und einer Zeitperiode, also eines Kulturkreises, soferne es charakteristisch ist, d. h. diesen Kreis von anderen Kulturkreisen unterscheidet, als Stil ansprechen.[1]) Überall wird man viel mit dem Stilgefühl operieren, einem sehr komplizierten Apparat von Apperceptionen und Urteilen, der fast nie ohne Rest in seine Einzelmomente zerlegt werden kann. Immerhin ist es Pflicht jeder wissenschaftlichen Darstellung, dies wenigstens zu versuchen. Denn der Einzelne kann sich wohl ein gutes Stilgefühl erwerben, ohne sich über seine Zusammensetzung klar zu sein, aber es ist nicht möglich, dieses Gefühl richtig mitzuteilen, es sei denn, daß man es in seine Bestandteile auflöse.

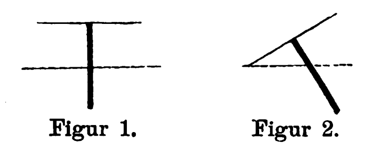
Bei der Schrift können wir der Hauptsache nach den Stil — den Ductus, wie man hier zu sagen pflegt — in sechs Elemente zerlegen:

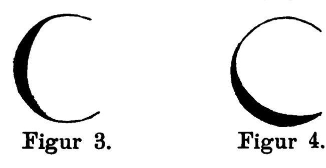
1. die Verteilung von Haar- und Schattenstrichen,
2. der spitze oder stumpfe Ein- und Absatz der Schattenstriche,
3. das Größenverhältnis der Buchstabenteile,
4. das Stärkenverhältnis der Haar- und Schattenstriche,
5. die Neigung der vertikal gemeinten Striche zur Zeile,
6. die Gestalt der Buchstaben.

---

[1]) Natürlich gibt es ebenso einen individuellen Stil — er spielt aber bei unserer Aufgabe zunächst keine Rolle.

Die Verteilung von Haar- und Schattenstrichen beruht auf der Haltung der Feder oder des Schreibrohrs. Sie ist entweder steil oder schief, d. h. die durch die schreibende Feder gelegte Vertikalebene steht senkrecht zur Zeile, oder sie ist in einem größeren oder kleineren Winkel zu ihr geneigt. Im ersten Fall (Figur 1) sind die Horizontalen Haarstriche, die Vertikalen die stärksten Schattenstriche; im zweiten (Figur 2) bezeichnet die Richtung des stärksten Schattenstrichs den Neigungswinkel zur Zeile. Bei der nach rechts offenen Rundung — schematisch einem Halbkreis — wird also die steile Feder den stärksten Schatten an der Seite, in der Mitte, die schiefe Feder unten bringen, und zwar um so weiter unten, je kleiner der Neigungswinkel zur Zeile ist. Nun faßt aber unser Auge einen solchen Bogen — man denke sich ein C in seiner einfachsten Gestalt — nur dann als eigentlich rund auf, wenn die verdickte Stelle, die Stelle, wo der innere Bogen sich vom äußeren am weitesten entfernt, in der Mitte liegt (Figur 3). Befindet sie sich oben oder unten, so haben wir den Eindruck einer eckigen Form (Figur 4). Bei schiefer Federhaltung entsteht aus der ursprünglich runden Schrift leicht eine eckige. Gebrochen wird die Schrift dann, wenn man bei sehr schiefer Haltung der Feder statt der vertikalen Schattenstriche den Anfang oder das Ende des Vertikalstrichs eckig ansetzt, um überhaupt noch einen Schattenstrich anbringen zu können.


Figur 1. **Figur 2.**


Figur 3. **Figur 4.**

Die Verschiedenheit des Ein- und Absatzes bei den Schattenstrichen wird durch die Handhaltung bedingt. Wir halten die aufgelegte Hand beim Schreiben für das einzig Natürliche und Bequeme, jedenfalls den aufgelegten fünften Finger. Das ist aber, wie jede „bequeme“ Körper-

lage, nur Sache der Gewohnheit. Noch heute schreibt der Araber leichter mit freier Handhaltung, das Papier auf der flachen Linken haltend; und ebenso kennt der Japaner, wie der Chinese, kein Aufstützen der Hand: er stützt höchstens den Ellbogen. Ähnlich müssen wir uns die Verhältnisse im frühen Mittelalter vorstellen. — Der Absatz wird aber im allgemeinen ein leichter, spitzer sein bei freier Handhaltung, ein schwerer, stumpfer bei aufgestützter: weil in dem einen Fall die Feder selbst allmählich gehoben werden muß, während im andern dies von der Hand besorgt wird. Analog ist es beim Einsatz; da dieser aber meist nicht von oben, sondern von der Seite her geschieht, spielt hier die Handhaltung keine solche Rolle. Natürlich kommt es dabei auch auf das Werkzeug, sowie auf die Federhaltung an.

Das Größenverhältnis der Buchstabenteile, der horizontalen zu den vertikalen, bedingt weite oder enge, kurze oder lange Schrift. — Je nachdem bei den Schattenstrichen die Finger stärker oder schwächer aufdrücken, bekommen wir eine dicke oder eine dünne Schrift. Hier kommt übrigens auch das Schreibmaterial in Betracht, wie weiter unten ausgeführt ist.

Die Haltung des Pergaments endlich bedingt die Lage der Schrift zur Zeile. Die altenglische Schrift ist durchweg steil, d. h. die vertikal gemeinten Striche (Längsstriche) stehen senkrecht auf der Zeile. Schiefe Schrift, wie sie auf dem Kontinent häufig ist, kommt fast nie vor.[1])

Das Verhältnis des Lehrers zum Schüler, die Tradition, bedingt die konstante Entwicklung der Schreibkunst, wie jedes anderen Zweiges der Kultur. Der einer Zeit, einem Volk gemeinsame Charakter der Schrift beruht aber auf der gegenseitigen Beeinflussung der Genossen, die durch die

[1]) Beispiele für schiefe Schrift auf dem Festlande finden sich bei Steffens, Lateinische Palaeographie, Nr. 51 (9. Jahrhundert) und Nr. 59 (11. Jahrhundert). Vgl. auch die Facsimile-Seiten aus dem Muspilli (9. Jahrhundert) oder aus Notkers Boethius (11. Jahrhundert) in der deutschen Literaturgeschichte von Vogt und Koch.



nationale Abgeschlossenheit noch gefördert wird. Der Abschreiber richtet sich indes zugleich nach seiner Vorlage und sucht auch ihre äußere Form nachzuahmen. So dringen alte Buchstabenformen in späte Abschriften ein, ja sie werden wohl auch zu neuem Leben erweckt. Unsere Tafel I, die Schenkung eines kentischen Ealdormanns und ihre Bestätigung durch den Erzbischof von 810, zeigt, wie ein Schreiber zwei Dokumente in verschiedenen Schriftarten nebeneinander abgeschrieben hat.

Als die christliche Kultur zu den Angelsachsen kam, war die alte Schrift der römischen Denkmäler schon im Schwinden begriffen. Trotzdem hat sie sich zu feierlichem Gebrauch, zu Dekorationszwecken, in Überschriften stets gehalten. Die Capitalbuchstaben wurden immer wieder gelernt, wenn man auch aufgegeben hatte, größere zusammenhängende Texte darin abzufassen. Ihre gelegentliche Verwendung in der älteren Zeit weist die Urkunde von 810 (Tafel I) auf. Unsere Tafel XI zeigt in den roten Überschriften, daß man sie am Schluß der angelsächsischen Periode noch ebenso kannte wie am Anfang. Dabei treten auch kleine Abweichungen hervor, wie das eckige *C* und *G* in dem Worte *Chirographum* auf Tafel V und VI, das der raumfüllende Stil Irlands geschaffen hat.

Während in den Nationalschriften des Kontinents, die sich aus der der Römer entwickelt haben, stets zwei Factoren beteiligt sind, die Unciale und die Cursive, kennen die Schreiber der britischen Inseln nur die erstere. Die römische Cursive scheint hier ganz untergegangen zu sein. Die irischen Mönche, wie ihre angelsächsischen Schüler kannten nur noch die Unciale und die aus ihr hervorgegangenen Schriftarten.

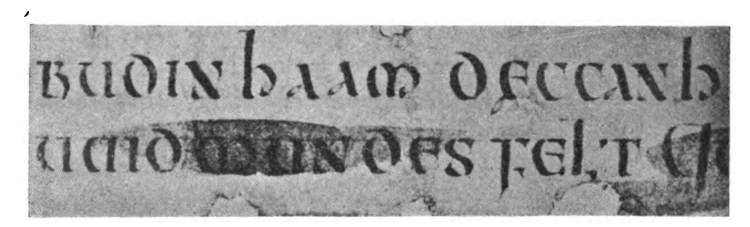
Aus der Capitalschrift der Römer hatte sich auf dem Pergament, das eine Rundung leichter erlaubte als Holz oder Stein, allmählich eine Schrift entwickelt, die fast gar keine

scharfen Ecken mehr kennt, die Unciale. Charakteristisch für sie ist die Veränderung der Capitalbuchstaben *A D E H M* in runde Typen. Dazu kommt noch die Ersetzung von



Römische Capitale, 4. Jahrhundert (?).
MS. Vatic. Lat. 3225. Palaeogr. Society I, 116.
Vergil. Aeneis IV, 674f.
idem ambas fer`r'o dolor · a[dq*ue* . . .]
his etiam struxi manib*us*

Q durch *q*. Diese Buchstaben sind auf den beiden beigegebenen Proben alle vertreten. Im Gegensatz zur Capitale werden hier fast alle nicht horizontalen Striche mit steiler Rohrhaltung von oben nach unten geführt. Diese Uncialschrift



Unciale, 692.
MS. Brit. Mus. Cotton. Augustus II 29. Facs. Anc. Chart. I, 2.
Urkunde von Oethilred, unterzeichnet von Sebbi, König der Ostsachsen.
budinhaam dęccanh[aam]
uuidmundes felt Q[uae . . . .]

lernten die Angelsachsen von den päpstlichen Sendboten, und in ihr sind die ältesten Denkmäler englischen Schrifttums abgefaßt worden. Aber nur weniges ist uns aus dieser frühen Zeit erhalten, und im 8. Jahrhundert schon kam die stolze Schrift außer Gebrauch. Hierher gehören eine Urkunde aus Kent (Facs. Anc. Chart.) von 679, eine aus Essex, 692 (s. die

Probe auf S. 11), und eine aus Mercien, 736, dazu ein Psalter, der wohl um 700 in Canterbury geschrieben wurde — der sogenannte Vespasian-Psalter, wichtig auch wegen seiner mercischen Glossen, Cott. Vesp. A I (Facs. Pal. Soc., Ser. I, Pl. 18; Thompson, Bibl. Soc., p. 116; Cat. Anc. MSS. II, 12, 13) — und ein Bibelcodex in Florenz, den Bedas Lehrer Ceolfrith, der Abt des nordhumbrischen Klosters Jarrow, um dieselbe Zeit verfertigen ließ[1]) — der Codex Amiantinus (Facs. bei Zangemeister-Wattenbach, Exempla, 35; Steffens, Lat. Pal. 28; Pal. Soc., Ser. II, Pl. 65, 66; Thompson, Handb., p. 195 und Bibl. Soc., p. 223). Die Vorlage für die englischen Schreiber bildeten dabei zunächst die „codices plurimi“, die Papst Gregor, wie Beda, Historia Ecclesiastica I, 29, berichtet, an Augustin gesandt hatte.

Vorher hatten sich die Angelsachsen wie die übrigen germanischen Stämme der Runen bedient, und dieser Schrift, die sie auch fernerhin zu aenigmatischen Zwecken verwendeten, entnahmen sie zwei Zeichen für Laute ihrer Sprache, die die römische Schrift nicht ausdrücken konnte. Das war das bilabiale, fast halbvokalische *w* (neuenglisch *w*), und die interdentale Spirans (neuenglisch *th*). Die Runenzeichen waren ᚹ, *wên* (oder *wynn*), und þ, *þorn*. Wên tritt schon in der uncialen Urkunde 692 auf und bleibt von da an im Gebrauch bis in die mittelenglische Zeit. Als die angelsächsischen Missionäre ihre Kultur nach Deutschland brachten, kam auch hier das Runenzeichen zur Verwendung. Es findet sich in den Trierer Bruchstücken der Lex Salica, in den vor 840 geschriebenen althochdeutschen Glossen der Leipziger Stadtbibliothek (Facs. Arndt-Tangl, Schrifttafeln 49) und im Hildebrandslied. Daneben wird in der älteren Zeit häufig *uu*, *u* gebraucht. Im Norden schreibt man noch im 10. Jahrhundert gewöhnlich *v* für den Laut in den Glossen zum Ritual von Durham. Für die inter-

[1]) Thompson meint, er habe dabei direkt italienische Schreiber beschäftigt (Handb., p. 195).

dentale Spirans hatte man in der ältesten Zeit meist *d*, dann auch, der griechischen Transscription folgend, *th* gebraucht. Aber schon in einer Urkunde Wihtræds von Kent, 700—715, die allerdings nicht mehr uncial, sondern halbuncial geschrieben ist, erscheint zuerst ein *d* mit einem diakritischen Strich.[1]) Und dieses durchstrichene *d*, das auch die Urkunde 740 enthält, bleibt fortan im Gebrauch. Erst in der Urkunde 811 tritt daneben *þ* auf, das dann vom 10. Jahrhundert an die Oberhand gewinnt und bis in die Neuzeit — zuletzt als *y* geschrieben — sein Dasein fristet. Älter als diese Urkunde ist übrigens das sogenannte Corpus-Glossar, das *þ* schon in größerem Umfange verwendet. Es wird in den Anfang des 8. Jahrhunderts gesetzt.

Die direkte Bedeutung der Unciale für die Kenntnis der altenglischen Literatur ist deshalb nicht groß, weil sie zu der Zeit, wo man anfängt Denkmäler in der Volkssprache aufzuzeichnen, schon außer Gebrauch kommt. Wie die capitalen halten sich auch die uncialen Buchstaben als Majuskeln über die angelsächsische Zeit hinaus.

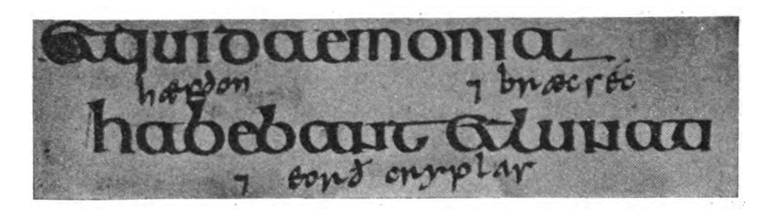
Aus der feierlichen Unciale hatte sich im Interesse der leichteren Handhabung durch Zuhilfenahme verschiedener Buchstaben der römischen Geschäftsschrift, der Cursive, eine neue Schriftart ausgebildet, die Halbunciale. Hier stehen die kursiven Zeichen *b, d, a, m, (n), ſ, f, r, g* für die entsprechenden uncialen Formen. Im 6. Jahrhundert ist diese Schrift schon ganz ausgebildet, so daß die römischen Missionäre sicherlich neben uncialen auch halbunciale Manuskripte in England einführten. Aber keine Spur scheint sich davon im Volke erhalten zu haben. Die Form der Halbunciale, die lebendig blieb, kam vielmehr von Irland

---

[1]) In analoger Weise verwandten dann altsächsische Schreiber auch das durchstrichene *b* für die bilabiale stimmhafte Spirans (mitteldeutsches intervokalisches *b*, ober- und mitteldeutsches *w*).



und den von Iren gegründeten Klöstern des Nordens. Als Oswald 635 König der Nordhumbrer wurde, führte er, der im irischen Kloster Iona seine Erziehung genossen hatte, mit dem irischen Christentum auch irische Bildung ein. Und das Kloster Lindisfarne, dem Aidan als erster Bischof vorstand, wurde bald zu einem Centrum irischer Schreibkunst unter den Angelsachsen. Das schönste Denkmal dieser Schule ist die Evangelien-Handschrift, die als Durham-Book oder Lindisfarne-Evangeliar bekannt ist, und von der eine kleine Probe hier beigegeben ist (Facs. bei Westwood, Pal. Soc., Wülker, Thompson — Handbook und Bibl. Soc. —, Bouterwek usw.). Besondere Sorgfalt



Halbunciale, circa 700.
MS. Cotton. Nero D IV. Palaeogr. Soc. I, 3.
Lindisfarner Evangelien mit Glosse aus dem 10. Jahrhundert.

Et qui daemonia
hæfdon *and* bræcsêc
habebant et lunati
***and* eord cryplas**
[cos et paralyticos . .]

wird der Rundung in dieser Schrift geschenkt, und um sie noch mehr hervortreten zu lassen, werden die Längsstriche von *l* und *b* gebrochen. Andere Handschriften aus demselben Kreise zeigen ebenfalls die schönen breiten und runden Schriftzüge, die jedem dieser Bücher einen feierlichen Charakter verleihen, wenn auch kein anderes dieselbe Pracht der künstlerischen Ausstattung erreicht wie jene Evangelienhandschrift der Lindisfarner Bischöfe. Aber gerade der kalligraphische Charakter bedingte, daß die Schrift in dieser Form nicht lebendig bleiben konnte. Sie wurde verdrängt

von einer für die Bedürfnisse des Augenblicks besser geeigneten cursiven Schreibart, der Insulare.

Bei den irischen Schreibern hat sich aus der Halbunciale eine spitze Cursivschrift entwickelt, die indessen nicht auf die römische Cursive zurückgeführt werden kann. Diese spitze Schrift ist dann charakteristisch geworden für die britischen Inseln, und heute noch wird sie von den Iren als Druckschrift gebraucht. Man hat ihr in neuerer Zeit, um sie von der römischen Cursive zu unterscheiden, den Namen Insulare gegeben. Der Unterschied zwischen der breiten runden Halbunciale und der spitzen, engeren Insulare ist wohl ursprünglich durch die Verschiedenheit des Schreibwerkzeugs bedingt gewesen. Die römische Cursive mit ihren langen dünnen Strichen hatte der spitze Griffel hervorgerufen, mit dem man auf Wachs- und Tontäfelchen ritzte; die germanischen Runen verdanken ihre eckige Form und Vermeidung der Horizontalstriche dem Einschneiden in Stäbchen, also senkrecht zur Faserung des Holzes. Die Unciale ist eine Rohrschrift. Wie heute noch der breite runde Charakter der arabischen Schrift durch das Schreiben mit dem Kalamm festgehalten wird, so war wohl auch die mittelalterliche Schrift der Iren rund und voll, solange sie das Schilfrohr gebrauchten. Mit dem Übergang zur spitzeren Gänsefeder war aber diese Schrift bald einer Veränderung unterworfen. Und das Charakteristische der neuen Schreibweise, der spitze Ein- und Absatz, wird durch die veränderte cursive Handhaltung noch mehr hervorgehoben. Wo die Feder zuerst als Schreibzeug neben dem Rohr benutzt wurde, wissen wir nicht. Ihre erste Erwähnung findet sich im fünften Jahrhundert beim Anonymus Valesii [1]), wo der Ostgotenkönig Theodorich sich ihrer

[1]) Ammiani Marcellini Opera edd. Wagner et Erfurdt. Lipsiae 1808, p. 624.



bedient, ihre zweite im siebenten bei Isidor (Orig. VI, 13). Um 600 also dürfen wir wohl das allgemeinere Auftreten der Feder neben dem Rohr ansetzen. Daß dieses in Westeuropa überhaupt nicht gebraucht wurde, wie Wattenbach meinte, läßt sich wohl aus der Tatsache allein nicht folgern, daß sich unser Schilfrohr dazu nicht eignet (vgl. auch Reusens, S. 443). Die Datierung wird dadurch erschwert, daß *calamus* auch als Bezeichnung für die neue Art des Schreibmittels im Gebrauch geblieben ist, ebenso wie wir heute noch von „Feder" sprechen.[1]) Eine der ältesten und berühmtesten irischen Handschriften, der Codex von Kells, den man der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts zuweist, zeigt neben der runden Halbunciale schon auf mehreren Seiten die spitze Nationalschrift.[2]) Diese Erscheinung paßt chronologisch also ganz gut zu der oben aufgestellten Ansicht, daß die spitze Schrift dem Gebrauch der Feder statt des Rohres ihren Ursprung verdanke.

Die dicke runde Halbunciale der scotischen Mönche hält sich im Norden Englands, wo ihr Einfluß ein sehr nachhaltiger gewesen war, bis gegen die Mitte des 9. Jahrhunderts. Noch um 840 wurden die Namen der Wohltäter der Kathedrale von Durham mittels dieser althergebrachten feierlichen Schrift in den Liber Vitae eingezeichnet (MS. Cotton. Dom. A. VII; Facsimile Palæogr. Society, Ser. I, Pl. 238). Dagegen hat sich sonst die Halbunciale, wo sie sich neben der insularen Cursivschrift findet, zu einer Art Zwischenstufe zwischen der alten und der neuen Schreibart aus-

---

[1]) So kommt noch bei den Angelsachsen für *calamus* der Ausdruck *wrît-seax* vor (die Stelle ist zitiert bei Bosworth-Toller: *Mið pinn vel writseax calamo* — unter *pinn* etwas abweichend), ursprünglich wohl das Kerbmesser, mit dem die Runen auf die „Buchstaben" geritzt wurden. Auch das Wort *wrîtan* selbst entstammt ja dieser älteren Schreibtechnik.

[2]) Vgl. die Facsimiles der Palæographical Society I, 55—58, 88, 89.

gebildet. Es ist eine dünnere Schrift, rund und mit steiler Federhaltung, mit Mischung von uncialen Buchstaben (*N*, *R*, *S*, *T* etc.) und solchen der spitzen Insulare. Wir finden diese Schrift in drei Urkunden aus den Jahren 700, 759 und 805—810.[1]) Die letzte davon stellt unsere Tafel I dar. Während aber die Federhaltung in 700 und 759 steil ist, ist sie dies nicht mehr in demselben Grade in 805. Daher wird auch hier die ursprünglich runde Schrift schon leicht eckig. Aus der Ähnlichkeit von 700 mit 805 scheint Bond (und Thompson), Facs. Anc. Chart. IV p. 7, gefolgert zu haben, daß hier eine Abschrift vorliege, die etwa 800 angefertigt sei. Allein dem ist doch entgegenzuhalten, daß die Ähnlichkeit zwischen 700 und 759 entschieden größer ist. Der Charakter von 700 ist älter als der von 805, wo die Horizontalstriche von *t* und *g* schon geschwungen sind, nicht mehr gerade, wie in den beiden anderen Urkunden. Man wird also annehmen müssen, daß diese dünnere Halbunciale durch das 8. Jahrhundert und im Anfang des 9. gebraucht wurde. Unsere ältesten englischen Sprachdenkmäler gehören hierher. Das Epinaler Glossar ist in einer Schrift abgefaßt, die der unserer Tafel I sehr nahe steht. Daraus hat man neuerdings geschlossen, daß dieses Manuscript in den Anfang des 9. Jahrhunderts zu setzen sei (Hessels, An Eighth Century Latin-Anglo-Saxon Glossary, preserved in the library of Corpus Christi College, Cambridge, p. IX). Der Schriftcharakter ist infolge der schon schiefen Federhaltung spitzer, eckiger als bei 805. Viel früher wird daher das Manuscript wohl nicht entstanden sein. Dagegen scheint freilich — wie schon Sweet, der es ins 7. Jahrhundert versetzt (Oldest English Texts, p. 3), hervorgehoben hat — zu sprechen, daß die Lautformen der englischen Glossen spätestens auf den Anfang des 8. Jahrhunderts weisen. Wir haben es aber ja

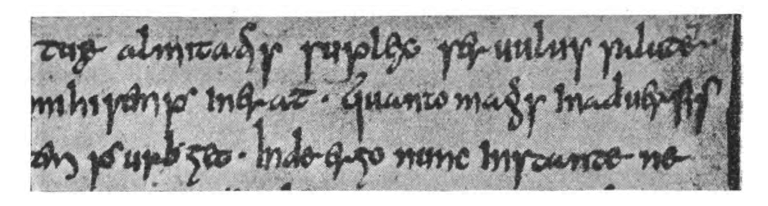
---

[1]) Bei Bond, Facs. Anc. Chart. I, als 805—831 bezeichnet: korrigiert in Bd. IV, Introd. p. 8. Das richtige Datum ist wohl 810. Der Konsequenz halber zitiere ich aber die Urkunde als 805 (aus d. J. 810).

nur mit einer Abschrift, nicht mit einer Originalkompilation zu tun. Und wie der Schreiber des Leidener altenglischen Glossars sagt, "Sicut inveni scripsi, ne reputes scriptori", so wird es doch wohl auch hier gewesen sein. Älter als die Handschrift der Epinaler ist die der sogenannten Corpus-Glossen, mit steiler Federhaltung und dickeren Schattenstrichen, wie man sie vom Schreibrohr her kannte. Ein Facsimile einer Seite bietet Hessels in seiner Ausgabe des Denkmals. Er setzt, Bradshaw folgend, die Handschrift in den Beginn des 8. Jahrhunderts.

Mit kalligraphischer Kunstfertigkeit ist in dieser besten, dicken, aber nicht mehr runden Halbunciale die Urkunde des Königs Cynewulf von Wessex von 778 geschrieben. Wenn sie echt ist, ist sie ein letztes Zeichen der Kultur, die der große Ine, Aldhelms Freund, seinem Volke gebracht hatte, die aber in den blutigen Kämpfen der Folgezeit sehr zusammenschmolz.

Wie oben schon angedeutet, hat die Insulare, die cursive Schrift der Iren und Angelsachsen, mit der römischen



Angelsächsische Insulare, 705.

MS. Cotton Augustus II 18. Facs. Anc. Chart. I 5.

Brief an den Erzbischof Berhtwald von Canterbury.

. . . tuę almitatis suplex seruulus salute*m*

. . . mihi semp*er* inerat. quanto magis in aduersis

[. . . paruitat]em p*er*urget. Inde ergo nunc instante ne [cessitatum . . .]

Cursive nichts zu tun: sie ist vielmehr eine Tochter der Halbunciale, die sich im 7. Jahrhundert von ihr abzweigt. Ein Brief an den Erzbischof Berhtwald von Canterbury aus

dem Jahre 705 [Fasc. Anc. Chart. 693—731] scheint das älteste erhaltene Beispiel auf englischem Boden zu sein (s. die beigegebene Probe). Aber dieses offenbar eilig und nachlässig geschriebene Dokument zeigt schon eine ganz ausgebildete Schrift, so daß wir auch für England die Entstehung der Insulare viel früher als 700 ansetzen müssen. An eine spätere Abschrift ist bei der juristischen Unwichtigkeit des Briefes — er enthält eine Bitte um Instruktionen für die Synode zu Brentford — nicht gut zu denken. Die Ähnlichkeit der angelsächsischen mit der irischen Spitzschrift verbietet, eine getrennte Entstehung anzunehmen. Wie die Halbunciale, stammt auch die Insulare der Engländer von den keltischen Lehrmeistern. Dabei ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß auch ihrerseits die Lehrer von den Schülern wiederum beeinflußt wurden.

Charakteristisch für die Insulare sind die vielen Tiefstriche: *s*, *p*, *r*, *f*, dazu die englischen *þ* und *w*, haben tiefe Formen. Die Federhaltung ist zunächst sehr schief — im 8. und 9. Jahrhundert — und teilweise im Zusammenhang damit ist der Absatz sehr spitz. Der Einsatz der Hochstriche geschieht immer von links. Von den dieser Schrift eigenen Buchstabenformen ist neben den schon erwähnten, vielleicht die des *g* mit seinem Horizontalstrich als Kopf am auffallendsten. Da eigentlich nur das *þ* einen Langstrich hat, ist das Aussehen eines englischen Textes oft recht verschieden von dem eines lateinischen. Das bringt auch der Buchstabe *đ* mit sich, der sich nicht immer nur durch den Querstrich vom *d* unterscheidet. Das *d* zeigt nicht die aufrechte Form der römischen Cursive, die sich in halbuncialen Denkmälern findet, sondern die schiefe Form der Unciale, die übrigens auch die nordhumbrische Halbunciale kennt. Neben dem tiefen insularen *s* tritt auch das lange Cursiv-*s* (*ſ*), namentlich in der Verbindung *st*, doch auch *sw*, *sc* und *sp*, und das runde Uncial-*s* gelegentlich auf.

Zunächst suchte man wohl auch mit der Feder die wuchtige Feierlichkeit der Rohrschrift einigermaßen fest-

zuhalten. Der Cambridger Codex Moore von Bedas Historia Ecclesiastica zeigt deutlich, trotz der Insulare, die ruhigen, dicken Schattenstriche der alten halbuncialen Handschriften (Facsimile bei Thompson, Handb. p. 227 und Bibl. Soc. p. 118, und Pal. Soc., I, 139—141). Der am Schluß von anderer Hand angefügte Hymnus Cædmons, der außer Pal. Soc., Ser. I, auch in Wülkers Literaturgeschichte, p. 31, facsimiliert ist, zeigt schon nicht mehr diese Gravität. Aber seine Schrift weist doch auch noch auf die zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts, wenn man die Urkunde 767 daneben hält. Die Ansicht Conybeares, daß das Gedicht im 11. oder 12. Jahrhundert geschrieben sei, die Wülker, Grundriß der angelsächsischen Literatur, p. 118 f., anführt und widerlegt, kann heute keinen Verteidiger mehr finden.

In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts stellt sich Mercien unter Offa, dem Bewunderer Karls des Großen, an die Spitze der englischen Kultur. Nach außen wie nach innen zeigt sich die Macht des mercischen Wodansenkels. Die Künste werden zum Leben erweckt und gelangen unter der verhältnismäßig langen, ruhigen Regierung von Offas Nachfolger Coenwulf (796—819) zu reicher Blüte. Wir können freilich nur zwei Künste heute noch selbst beurteilen, die damals im Centrum Englands gepflegt wurden: die Münzkunst und die Schreibkunst. Bei beiden aber sehen wir dieses Aufblühen. Offa selbst war nach Alcuins Zeugnis ein Freund des Lesens (Lappenberg, Geschichte von England I, 229). Es ist kein Zufall, daß in seinem Reich eine Schule der Kalligraphie entsteht, die auf elegante, zierliche Schrift Wert legt. Die Feder wird sehr schief gehalten. Dadurch entstehen leicht gebrochene Linien statt der Rundungen. Die Horizontalstriche bei *t* und *g* (*ȝ*) werden zu scharfen Haken. Diese zwei Buchstaben sind äußerst charakteristisch für die Schreiber der mercischen Könige, vor allem Coenwulfs. Da beim *t* auf die gebrochene Bogenlinie der Haken aufgesetzt wird, entsteht eine Form, bei der der Haarstrich des Bogens sich in den des Hakens fort-

zusetzen scheint. Beim *g* ist auch das Ende der offenen Schleife unten durch ein kalligraphisches Häkchen geziert, das sich im nächsten Jahrhundert wiederfindet (vgl. Tafel III). Auch unsere Tafel I hat schon dieses mercische *g*: vgl. in der ersten Zeile *gæfe*, *gemecca*. Im allgemeinen kann die Schrift als enge bezeichnet werden. Eine kleine Probe ist hier beigegeben, die das deutlich zeigt.

Mercische Insulare, 25. Nov. 814.
MS. Cott. Augustus II 74. Facs. Anc. Chart. II 13.
Urkunde Coenwulfs, Königs von Mercien.
Id e*st* ab oriente. grafon eah et ab occidente . . .
mearc fleot *ond* seleberhtincg lond et ab [austro] . . .

Von einem mercischen Schreiber rührt auch die Urkunde des Königs Cuthred von Kent, 805a, her: nur so erklärt sich die enge, zierliche Schrift mit dem charakteristischen *t*- und *g*-Häkchen. Dagegen dürfte die Schenkung Coenwulfs an den Erzbischof von Canterbury, 814a, in der Kanzlei des letzteren abgefaßt sein. Während der Hochstrich des — schiefen, uncialen — *d* in Mercien ganz kurz ist, fast wie auf unserer Tafel IV (vgl. die Probe auf dieser Seite), ist er hier lang, etwa wie auf Tafel II. Auch in den Miscellen mit den alten Genealogien des MS. Cotton. Vespasian B. VI, Fol. 104—109 (Facs. Pal. Soc., I, 165), die nach Thompsons Ansicht unter Coenwulf geschrieben sein sollen, kann ich die Formen der mercischen Königsurkunden, vor allem bei *g* und *t*, nicht wiederfinden. Die Ansicht von Sweet (Oldest English Texts S. 167), daß der Schreiber ein Nordhumbrer gewesen sein könne, läßt sich auch palaeographisch nicht widerlegen.

Ein für den Anglisten wichtiges Denkmal dieser Schriftart ist die Glosse des Vespasian-Psalters (MS. Cotton. Vesp. A. I), von dem die Palæographical Society, Ser. I, Tafel 18, ein Facsimile bietet. Freilich haben wir nur einen Abkömmling der alten Schule, etwa aus der Zeit um 900, vor uns. Aber das *g* zeigt deutlich noch die mercische Form.

Im scharfen Gegensatz zu dieser mercischen Schule steht die nachlässige, kunstlose Schrift des Südens, vor allem von Wessex. In Kent, wo bald der eine, bald der andere der beiden jetzt um die Hegemonie ringenden größeren Staaten seinen Einfluß geltend machte, spiegeln sich auch in der Schrift diese politischen Verhältnisse wieder. Das zeigen z. B. die beiden Dokumente der Canterburyer Erzbischöfe 803 und 811, das erste sächsisch, das zweite mercisch geschrieben. Unsere Tafel II, eine Privaturkunde aus Kent von 832, ist ein Beispiel der schlechten Schrift des Südens. Sie ist unregelmäßig geschrieben, mit schiefer Federhaltung, sehr spitzem Absatz, ohne kalligraphische Ornamente. Charakteristisch sind die *g* und *s*, der kunstlose Einsatz bei den Hochstrichen, der spitze Absatz bei *m* und *n*. Im ganzen 9. Jahrhundert üblich ist das *t* mit dem Punkt, wie es besonders der zweite Teil der Urkunde zeigt. Ebenso ist diesem Jahrhundert das *p* mit einem kurzen, nach auswärts gekehrten Schattenstrich als unterem Abschluß des Bogens eigen.[1]) Es ist die Zeit der furchtbaren Däneneinfälle, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Schreibkunst nicht mehr auf der alten Höhe steht. Die ganze angelsächsische Kultur im Norden wie im Süden sank ja nieder, getroffen von den Wurfspeeren und Beilen der östlichen Seeräuber. Aber während sich der Norden

[1]) Vgl. die *pr.* (presbyter) der Unterschriften; noch deutlicher auf den zwei nächsten Tafeln.

nie wieder von diesen Wunden erholte, erstand dem Westsachsenreich ein Retter in der Person des Königs Alfred. Er sammelte aus der Asche die letzten glimmenden Scheite früherer Wissenschaft und Kunst und fachte sie wieder an zur lebendigen Lohe. Wie trostlos die Zustände bei seinem Regierungsantritt, 871, waren, schildert uns der König selbst mit bewegten Worten in dem seiner Übersetzung der Cura Pastoralis beigegebenen Sendschreiben.[1]) „So rein verschwunden war die Gelehrsamkeit im Angelnvolke, daß es sehr wenige gab diesseits des Humber, die ihr Officium auf englisch verstehen konnten oder gar einen Brief aus dem Latein ins Englische übersetzen; und ich glaube, daß es auch nicht viele jenseits des Humber gab. So wenige waren ihrer, daß ich sogar eines einzigen mich nicht erinnern kann südlich von der Themse, als ich die Regierung übernahm.“ Jetzt nahm Alfred die Reform der Bildung in die Hand. Er sorgte, daß gute Bücher in Übersetzungen Geistlichen und Laien zugänglich gemacht würden, aber zugleich legte er auch Nachdruck auf die äußere Form. Auf Tafel III sehen wir eine Seite des Exemplars seiner Cura Pastoralis, das er an den Bischof Werfrith von Worcester gesandt hat. Die Anfangsbuchstaben sind meistens grün, gelb oder rot ausgefüllt — nicht kunstvoll, sondern mit einem einfachen Farbenklecks. Den Beginn eines Kapitels aber bezeichnet eine künstliche Initiale, und für die Überschrift wird rote Farbe verwendet. Der gute Wille ist deutlich vorhanden, aber doch zeigt auch diese Prunkhandschrift, daß die Schreibkunst sehr gesunken war. Die Buchstaben sind ungleichmäßig, der Absatz der Kurzstriche (namentlich *i*, *n*, *m*) ist meist spitz, aber hin und wieder auch stumpf. Neben dem alten tiefen *s* findet sich auch das lange in den Verbindungen *st*, *sc*, *sp*, *sw* und *su* (für *sw*). Alfred hatte ja wohl auch aus Frankreich und Deutschland Gelehrte an seinen Hof gezogen. Aber ein Einfluß

---

[1]) Der Anfang facsimiliert bei Skeat, Twelve Facs. I.

dieser Männer auf die Schrift, den man erwarten könnte, läßt sich in den ersten drei Jahrzehnten nach des Königs Tod nicht nachweisen. Das *t* zeigt öfters noch die alte gebrochene Form, die es in Mercien angenommen hatte (7, 18 *tosumū*), im Auslaut wohl auch den für das 9. Jahrhundert charakteristischen Punkt am Ende des Bogens (7, 18 *forworht*, *ðæt*). Es ist die westsächsische Tradition, die hier fortgesetzt ist. Ein Computus von Rægenbold, Sacerdos, angeblich in Winchester, wohl 867 geschrieben, ist als MS. Bodl. Digby 63 erhalten; eine Seite dieses Codex ist von der Palæographical Society, Ser. I, Pl. 168, und von Thompson, Bibl. Soc., p. 121, veröffentlicht. Da sehen wir schon ganz ähnliche Formen und auch dieselbe Art des Buchschmucks durch einfache Farbenfüllung der Initialen im Text wie bei Alfred. Das höhere Alter des Computus wird dadurch gekennzeichnet, daß das *s* noch mit einem offenen Winkel zwischen den beiden Schenkeln (*V*) geschrieben und das punktierte *t* auch im Inlaut gebraucht wird. Der letztere Umstand weist auf den Süden, wo allein dies vorzukommen scheint. Es zeigen das die Urkunden von 779, 831, 832 (Tafel II), 839, 855, 858 und 859, die sämtlich dem Süden von England angehören. Auch das Epinaler Glossar kennt schon diesen Gebrauch des punktierten *t*. Daß es dem westsächsischen König nicht gelungen war, die Schrift seines Volkes vollkommen zu bessern, das zeigt nichts klarer als unsere Tafel IV, eine Urkunde von Alfreds Freund, dem Bischof Werfrith von Worcester, vier Jahre nach dem Tode des Königs geschrieben, die ganz auf der schlechten Tradition des Südens fußt, aber zugleich ungefähr den Abschluß dieser Schriftart bildet. Die spitzen Formen des 9. Jahrhunderts treten hier noch einmal auf, man erkennt auf den ersten Blick die ganz schiefe Federhaltung. Von da an kommt spitzer Absatz bei Kurzstrichen kaum mehr vor. Besser war offenbar noch immer die Schrift nördlich vom Westsachsenland: das scheint eine Urkunde des Beherrschers von Mercien aus dem Jahre 901 zu zeigen, in der man

zwar nicht mehr die Geziertheit, wohl aber die Korrektheit der alten Schule dieses Landes erkennen möchte.

Unter Alfreds Sohn Eadward, noch mehr aber unter seinem Enkel Aethelstan, wurden die Fäden, die England mit der Kultur des Festlandes verknüpften, immer zahlreicher. Eadward verheiratete seine Tochter dem König von Frankreich, eine zweite wurde nach des Vaters Tode die Gemahlin des deutschen Kaisers. Das bewirkte, daß viele und reiche Gesandtschaften hin und her gingen, die nicht nur politische Zwecke verfolgten. So zog im Jahre 929 der Bischof von Worcester, Coenwald, hinüber nach Frankreich und Deutschland zum Besuche alter Schotten-Klöster. Über Jumièges und Hornberg kam er bis nach St. Gallen, überall mit Ehren aufgenommen und selbst als Abgesandter des englischen Königs reiche Geschenke spendend. Wenn wir nun vier Jahre später eine bedeutsame Änderung der Schrift entdecken, die sie der des Festlandes ähnlich werden läßt, so ist der Schluß ziemlich naheliegend, daß hier ein Einfluß der engeren Beziehungen zu Frankreich und Deutschland vorliegt.

Der neue Schriftcharakter zeigt eine steilere Federhaltung und stumpfen Absatz der kurzen Schattenstriche, die gewöhnlich mit einem kleinen Haarstrich abgeschnitten werden. Man schreibt meist dicker und breiter als früher. Dieser Umstand weist, ebenso wie mehrere Buchstabenformen, darauf hin, daß die alte Halbunciale in ihrer späteren Form zum Vorbild genommen wurde. In der feierlich breiten Schrift der Urkunden von 930—960[1]) tritt neben dem runden uncialen *s* auch wieder das *r* mit dem sehr kurzen Tiefstrich auf (vgl. 939, 944, 956), das dem halbuncialen *r* (*R*) auf Tafel I oft näher steht als dem der

[1]) Bis 956 in den Facs. Anc. Chart.; aber ähnlich ist noch die Urkunde Dunstans von 959, Facs. A.S. MSS. II, 5.



Cura Pastoralis. Dann findet sich hier und da das unciale *n* (*N*) (948, 956), das runde, punktierte *t* und die Ligatur *tj* (940, 948, 956), die freilich in den englischen Texten keine

Reformierte Insulare, 939.
MS. Cotton. Augustus II 23. Facs. Anc. Chart. III 9.
Urkunde König Aethelstans.
[. . on] . . setl þon*ne* norþ fram setle to netles stede . . .
. . [to cobba]hammes mearce þonan east on gerihte to . .
. . . blacan meres geate þæt suþ þonan on þone [ôran . . .]

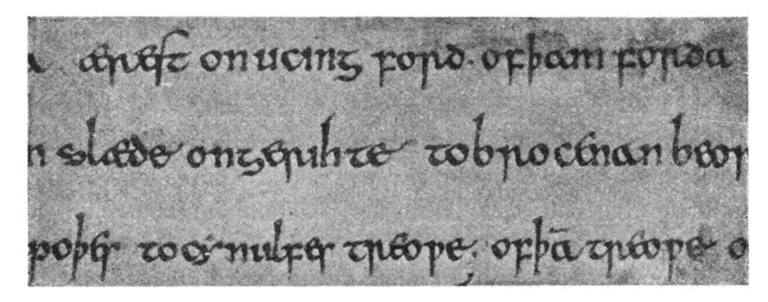
Rolle spielt. Auch das *a* in der Form eines Doppel-*c*, wie es Tafel I zeigt, wird gelegentlich verwendet. Unsere kleine Probe zeigt den Charakter dieser Schrift sehr deutlich.

Die Reform faßte natürlich nicht im ganzen Lande gleich Fuß: während die offiziellen Dokumente ihre Wirkung zum größten Teil verraten, ist davon in andern Denkmälern der Schreibkunst zunächst nicht so viel zu verspüren. Aber es schwindet doch der zerfahrene, unregelmäßige Schriftcharakter der südlichen Manuscripte, wie ihn noch die Parker-HS. der altenglischen Annalen zeigt[1]), und macht einer regelmäßigeren, ausgeschriebeneren Hand Platz. Auch in der ganzen Schreibschule dauert ja das „Einschreiben“ oft Generationen.

Unter Eadwig, besonders aber unter seinem Nachfolger Eadgar, wird dann die Schrift in hohem Grade vollendet.

[1]) Facsimile bei Thorpe, The Anglo-Saxon Chronicle, I; die Seite umfaßt die Annalen 922—924.

Am Hofe dieses prachtliebenden Königs scheint man die alte Halbunciale besonders geschätzt zu haben, die mit ihren schweren breiten Formen dem Pomp eine bessere Entfaltung erlaubte als die cursive Insulare. Die Buchstaben werden breit, aber der schiefen Federhaltung wegen nicht so rund, wie bei dem Vorbild. Besonders das dreistrichige *a* (siehe unten S. 36) gibt der Schrift etwas eckiges. Zu beachten ist indes, daß wir es hier nur mit einer Weiterentwicklung der Reform unter Aethelstan zu tun haben, die ja ebenfalls an die runde Halbunciale anknüpfte. Doch erst unter Eadgar hat sich eine wirkliche Hofschrift ausgebildet.



Hofschrift Eadgars, 961.
Harley Charter 43 C. 2. Facs. Anc. Chart. IV 11.
Urkunde König Eadgars.

..ærest on ucing ford. of þam forda . . .
[. . . of þæm] slæde on gerihte to brocenan beor[ge] . . .
[. . *and*lang her]poþes to cynulfes treowe. of þa*m* treowe on . . .

Inzwischen aber hatte die Schrift des Frankenreichs, die Karolingische Minuskel, noch einen großen Sieg über die Insulare davongetragen. Bei den Benediktinern von Fleury an der Loire war durch die Reform der Klosterregel in den dreißiger Jahren des 10. Jahrhunderts eine neue Pflanzstätte kirchlicher Bildung entstanden, zu der von allen Seiten, namentlich aber auch aus England, lern-

begierige Jünger hinströmten. Nach der Mitte des Jahrhunderts wurde diese Bewegung so stark, daß nur der für gelehrt gelten konnte, der in Fleury oder doch bei einem Floriacenser in die Schule gegangen war. Vor allem war es der Abt Dunstan von Glastonbury, der unermüdlich für die Reform der englischen Klöster, die zugleich immer eine Reform der ganzen geistigen Kultur bedeutete, tätig war. Bei der Thronbesteigung Eadwigs, 955, galt Dunstan schon für den mächtigsten Mann des Reiches, der es wagte, selbst den jungen König mit Gewalt zu seiner Pflicht zurückzuführen. Ein Jahr später, 956, finden wir das erste Dokument, in dem die fränkische Minuskel in England angewendet wird. Es bekundet eine Schenkung Eadwigs an Aelfhere „im ersten Jahr seiner Regierung". Bond und Thompson (Facs. Anc. Chart. Bd. IV, p. 7) urteilen, daß es „eher später" geschrieben sei, aber ich glaube nicht, daß sich diese Ansicht aufrecht erhalten läßt, da dieselbe Handschrift 961 im Schlußteil von Eadgars Belehnung des Klosters Abbingdon wieder auftritt. In fränkischer Minuskel ist dann 969 und endlich die Urkunde des Worcesterer Bischofs Oswald von 984 geschrieben; ebenso auch das Benedictionale des Bischofs Aethelwold von Winchester (963—984, Facs. Pal. Soc. I, 142, 143, und bei Thompson, Handb. p. 267), der mit Dunstan und Oswald an der Spitze der Reformbewegung stand. Wir haben meines Erachtens keinen Grund, die Tatsache zu bezweifeln, daß 956 die Minuskel in England auftritt. Dann aber ist es auch ziemlich sicher, daß die Anregung zu ihrer Einführung von Dunstans Partei ausging, die die Schreibkunst ihres Vaterlandes auf die Höhe von Fleury bringen wollte. In dem Kloster an der Loire hatten die englischen Mönche auf fränkische Art schreiben gelernt. Aber sie schrieben dort natürlich nur lateinisch. Die englische Sprache benötigte ja andere Buchstaben, es kam niemand in den Sinn auch hier die fremde Schrift einführen zu wollen.[1]) So erhielten

[1]) Sehr selten ist wirkliche Mischung, wie in der Glosse zum Salisbury Psalter (11. Jh.).

die Angelsachsen gleichzeitig mit der Minuskel eine nationale Schrift für die Volkssprache, dadurch, daß sie für das Lateinische die neuen Formen anwendeten, für englische Texte aber die hergebrachten beibehielten. Nebeneinander werden beide Schriftarten schon in dem angeführten ersten Dokument gebraucht: die Minuskel für den lateinischen Hauptteil der Urkunde, die Insulare für die Markbeschreibung in englischer Sprache. Und daß dieser Gebrauch auch in der Folgezeit beibehalten wurde, dafür ist ein Beispiel unsere Tafel X, eine Urkunde, die ein Jahrhundert nach Eadwig geschrieben ist. Sie weist noch dieselben Unterschiede in den Buchstabenformen von *a*, *d*, *f*, *g*, *r*, *s*, der Verbindung *st* und der Abkürzung für *et* auf, wie sie gleich zuerst erscheinen. Dem geschlossenen *a* in der angelsächsischen Insulare steht das *a* mit übergreifendem Haken in der Minuskel gegenüber, dem schiefen *d* das aufrechte, dem tiefen *f* das hohe, dem *g* mit Horizontalstrich das mit dem Ring als Kopf, dem tiefen *r* das kurze, dem tiefen *s* das hohe. Das letztere ist fast stets verschieden von dem langen *s*, das im Englischen in den Verbindungen *st*, *sw*, *sp* und *sc* Verwendung findet. Für das englische *and* wird die tironische Note für *et* (⁊) verwendet, während die Minuskel nur die Ligatur *&* kennt. Hierbei mag bemerkt werden, daß man auch früher das Zeichen ⁊ lieber für *and* als für *et* verwendet hatte (vgl. unten S. 45).

Auch die Minuskel, wie sie in England gehandhabt wird, läßt bald einen nationalen Charakter erkennen. Sie zeigt die Eigentümlichkeiten jeder kolonialen Kultur: eine gewisse Konstanz, die eine Weiterentwicklung nur schwer aufkommen läßt, und mancherlei Beeinflussung durch den Brauch des neuen Landes. Breit und schwer sind die ersten Beispiele dieser Schrift, mit großer Kunstfertigkeit in den Rundungen und Proportionen. Am schönsten ist sie vielleicht ausgeführt in dem schon erwähnten Benedictionale Aethelwolds, einem Prachtwerk in kalligraphischer Beziehung. Auch hier sind indes spezifisch englische Züge

unverkennbar, und neben dem *a* der Minuskel, mit übergreifendem Haken, findet sich auch, besonders nach *r*, das *a* in der Form des Doppel-*c*, wie es schon die englische Halbunciale hatte, und wie es jetzt wieder vereinzelt aufkam (vgl. unsere Tafel V). Und nur sehr wenige Änderungen treten im Laufe der hundert Jahre auf, in denen sich die Minuskel in England selbständig entwickeln durfte. Mit dem Vordringen der französischen Geistlichkeit nach 1050 lernt man auf französische Art schreiben. Ein Document, dessen paar Unterschriften die ganze traurige Geschichte von der Unterdrückung der einheimischen geistigen Kultur erzählen, ist die Urkunde, die 1072 über den Streit zwischen dem Yorker und dem Canterburyer Erzstuhl unter König Wilhelm in Winchester abgefaßt wurde (Pal. Soc. I 170). Wilhelm der Eroberer selbst und seine Gemahlin haben die Schreibkunst nicht gelernt, aber wir finden — entgegen der englischen Gewohnheit — die eigenhändigen Unterschriften von Hubert, dem päpstlichen Legaten, Lanfranc, dem Erzbischof von Canterbury, Walchelin, dem Bischof von Winchester, Wulfstan, dem Bischof von Worcester, Thomas, dem Erzbischof von York, Remigius, dem Bischof von Dorchester, und Erfastus, dem Bischof von Tetford. Unter all diesen Kirchenfürsten von England ist der Bischof von Worcester der einzige, der wie durch seinen Namen so auch durch seine schönen großen, runden Schriftzüge das Angelsachsentum bekundet, der letzte nationale Pfeiler in dem alten Gebäude.

Im Gegensatz zu dieser Konstanz zeigt die Insulare eine stetige Weiterentwicklung. Ein Einfluß der fränkischen Schrift ist in den letzten Jahrzehnten vor 1000 darin bemerkbar, daß man die Feder weniger schief hält und dadurch die Buchstaben runder werden läßt.

Im 11. Jahrhundert ist dann durch die Technik der Minuskel, die jeder Schreiber erlernt hatte, auch die Federhaltung der Insulare eine ganz steile geworden. Zugleich schreibt man gewöhnlich sehr korrekt, regelmäßig, rechtwinklig. Besonders am Hofe des anglisierten Dänenkönigs

Knut scheint sich eine schöne breite Schrift ausgebildet zu haben, wie die unter ihm ausgestellten Urkunden — in den Facsimiles of Anglo-Saxon MSS. und in den Facsimiles

Hofschrift Knuts, 1021—23.
MS. Cotton Augustus II 24. Facs. Anc. Chart. IV 16.
Urkunde König Knuts.
. . . nisi hic prius digna satisfactione pęnituerit . . .
. . . † Þis syndon þa landgemæra innto niwanha*m* ærest . . .
. . . [an]dlang weges on helmstanes lege. of dære lege betwux þa*m* tw[a*m*] . . .

of Ancient Charters — beweisen. Die Grundform der Buchstaben war im 10. Jahrhundert das Dreieck, im 11. ist sie das Quadrat. Die spitzen Absätze sind fast ganz verschwunden, die Tief- und Langstriche sind gleichmäßig stark von oben bis unten. Die Striche sind meist länger ausgezogen als im 10. Jahrhundert, und der Eindruck dieser langen Striche wird noch erhöht durch die Häufigkeit des *þ* gegenüber dem *đ* und des langen gegenüber dem tiefen *s*. Unsere Tafel VI, eine Urkunde von 998, steht in dieser Beziehung schon ganz auf dem Standpunkt des 11. Jahrhunderts. Nach 1050 wird dann die Schrift eckiger. Besonders deutlich tritt dies bei *e* und *c*, oder bei *m* und *n* hervor. Bei den letztgenannten Buchstaben werden die senkrechten Striche oben und unten immer häufiger gebrochen, wie es die deutsche Fractur-Druckschrift noch aufweist. Eine Vergleichung unserer Tafeln VIII—XII zeigt klar dieses Fortschreiten in der Steifheit. Hoch- und Tiefstriche

treten im Gegensatz zur ersten Hälfte des Jahrhunderts gegen den Schluß gar nicht mehr besonders hervor, was die Regelmäßigkeit noch erhöht. Charakteristisch für den Schluß des 11. Jahrhunderts ist auch, daß, wie Tafel XI zeigt, die Tiefstriche unten durch einen kleinen Horizontalbalken abgeschnitten werden, was an die alte Capitale erinnert. Der Einfluß der französischen Schrift wird natürlich durch das massenhafte Eindringen französischer Geistlicher immer größer. Auch einzelne fremde Buchstaben wie *k*[1]) und *w* werden jetzt beliebt und geben der Schrift ein anderes Aussehen. Unsere Tafel XII, eine Seite aus dem letzten Teil der Peterborougher Annalen, illustriert das Wuchern der Minuskelschrift sehr auffallend. Der erste Teil ist in der schon stark vom fremden Vorbild beeinflußten Insulare des 12. Jahrhunderts geschrieben, dann tritt plötzlich von einer ganz ähnlichen Hand die französische Schrift an die Stelle der englischen. Schließlich zeigt die letzte unserer Tafeln auch das Auftreten einer besonderen Geschäftsschrift. In England waren die Urkunden stets ebenso sorgfältig und wohl auch oft von denselben Schreibern abgefaßt wie die Bücher, es gab ja keinen Kanzlistenstand. Daher kannte man auch eigentlich keinen Unterschied zwischen Urkundenschrift und Bücherschrift bei den Angelsachsen.

Die englische Insulare erleidet, besonders im Laufe des 10. Jahrhunderts, auch in ihren Buchstabenformen bedeutsame Änderungen, die uns zum Teil wichtige Handhaben für die Datierung der Manuscripte bieten.

Auf den ersten Blick erkennt man in den Urkunden der Könige Eadwig und besonders Eadgar die Beliebtheit

---

[1]) Das *k* war bei den Angelsachsen stets bekannt, aber nicht gebräuchlich, da die römisch-irische Orthographie *c* auch vor palatalen Vokalen schrieb.



des uncialen, runden **s**, das jetzt überall auftritt: in den Urkunden 956d, 956e, 960, 961, 962a, 962b, 969b, 972 hat das runde *s* die andern Formen fast ganz verdrängt. Häufig ist dieser Buchstabe auch von dem zweiten Schreiber der Beowulf-HS. gebraucht. Ebenso im Vercelli-Codex, der etwa 960—980, und im Cotton-MS. des Orosius, das wohl kurz vor 1000 anzusetzen ist.

Das auslautende **t** zeigt den Punkt am Ende des Bogens, wie in der früheren Zeit, aber nicht mehr außen wie bis 900 (vgl. Tafel II)[1]), sondern in der Art der Halbunciale innen angesetzt (wie Tafel VI, Zeile 8), bis zur Mitte des Jahrhunderts (956): dann findet sich diese Form fast nie mehr. Das Exeter-MS. scheint eines der spätesten Denkmäler zu sein, die sie enthalten. Bischof Oswalds Schreiber, der auch sonst altertümliche Formen liebt — vgl. das *a* auf Tafel V —, verwendet sie noch einmal 984. Eine Urkunde von 995 stammt nach Bond aus dem 11. Jahrhundert: es ist also wohl absichtliche Archaisierung, wenn wir hier neben dem alten f-förmigen *y* (wie auf Tafel III) auch das punktierte *t* wiederfinden.

Eng verwandt mit dem *t* ist in der Insulare das **g**. Beide haben häufig denselben Kopfstrich. Dieser ist bald einfach horizontal, bald mehr oder weniger geschwungen. Nirgends herrscht so die Willkür des Schreibers wie beim *g*. Aber so viel läßt sich wenigstens für das 9. Jahrhundert sagen, daß der Kopfstrich in Mercien meist stark geschwungen, in Wessex gewöhnlich horizontal geschrieben wird.[2]) Auch die Schleife zeigt in dieser Zeit landschaftliche Besonderheiten: in westsächsischen Urkunden ist sie geschlossen, in kentischen ist das untere Ende zurückgestülpt (vgl. die Probe auf S. 18), während in Mercien ein kleiner nach oben convexer Bogen den unteren Abschluß bildet

[1]) Schon schwankend in der Cura Past. Vgl. S. 24.

[2]) In zwei westsächsischen Urkunden, 838 und 847, ist der Horizontalstrich lang ausgezogen, über die vorausgehenden Buchstaben hinweg.

(vgl. die Probe auf S. 21). Aber auch hier verwischen sich die Grenzen bald: das Facsimile aus der Cura Pastoralis (Tafel III) zeigt eine mercische, die Urkunde Werfriths von Worcester (Tafel IV) eine kentische Form. Das 10. und noch mehr das 11. Jahrhundert bevorzugt die schlichteren Linien, wenngleich auch hier kalligraphische Besonderheiten begegnen, wie im Exeter-Codex, der den horizontalen Schattenstrich bei *t* und *g* mit einem längeren von rechts oben kommenden Haarstrich einsetzt.

Wenig ist über das **d** zu sagen, dessen runde Form mit schiefem Balken, aus der Unciale stammend, der insularen Schrift eigentümlich ist. Das aufrechte *d* der Cursive, das in die Halbunciale eingedrungen war, findet sich nach dem Anfang des 9. Jahrhunderts wohl nicht mehr. Es herrscht in dem zweiten, rein halbuncialen Teil der Urkunde von 810 (unserer Tafel I) und im Epinaler Glossar vor. Wenn im 10. Jahrhundert einmal ein einzelnes cursives *d* auftritt, wie in der Urkunde 972, so kann dies aus der Halbunciale, aber auch aus der Minuskel stammen. Die Gestalt des *d* wechselt in der Insulare ziemlich, aber ohne daß es möglich wäre die einzelnen Typen chronologisch zu scheiden. Gewöhnlich ist der schiefe Balken sehr kurz, während er beim **đ** lang ausgezogen wird. Seltener – besonders am Schluß des 10. und am Anfang des 11. Jahrhunderts — unterscheiden sich die beiden Buchstaben nur durch den Querstrich. Im 9. Jahrhundert findet sich das *đ* öfters in einem Zug geschrieben (822, 823, 824, 831a und b, 835, 867). Dasselbe ist noch der Fall in Werfriths Urkunde von 904 — unserer Tafel IV — und in dem nordhumbrischen Teil der Rushworth-Glossen aus der Mitte des 10. Jahrhunderts. Während der mercische Glossator derselben Handschrift schon das neuaufgekommene *þ* gebraucht, steht der Norden auf dem älteren Standpunkt.

Auch das **p** verliert in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts eine alte Form: die mit dem kurzen dicken Abstrich am Ende des Bogens, wie sie Tafel II, III, IV

zeigen. Nur noch gelegentlich wird der Punkt, der den unteren Abschluß des Bogens bildet, in einen kleinen Strich ausgezogen: 939a, 947, 948, 956b und Facs. Anc. MSS. 959.

Seit der ältesten Zeit kannte die englische Insulare zwei Formen des **a**, eine runde, wie ein doppeltes *c*, die in der Halbunciale gebräuchlich war, und eine mehr eckige, aus einem Grundstrich und einer Schleife bestehend, die wohl aus der Unciale stammt. Beide weist unsere Tafel I auf. Durch cursive Nachlässigkeit war aus der runden Form ein offenes *a* geworden, das sich vom *u* nur noch durch den bei diesem fehlenden Abstrich unterschied. So findet sich dieses offene *a* schon in der Urkunde 693 (von 705 s. S. 18) und dann weiter bis ins zweite Viertel des 9. Jahrhunderts. Es ist die gewöhnliche Form in den Epinaler Glossen. Ja selbst im 10. Jahrhundert tritt es gelegentlich noch in dem etwas zurückgebliebenen Norden auf, bei dem Glossator der Lindisfarner Evangelien. Die noch runde Form des Doppel-*c* gehört der Halbunciale an und wird im 8. Jahrhundert gebraucht. Als man aber um 930 die Schrift schöner und feierlicher zu gestalten trachtete und zu dem Zwecke auf die alte Halbunciale zurückgriff, trat auch dieses runde *a* (*cc*) wieder hervor. Wenn es auch nie die herrschende Form wurde, so wird es doch als altertümliche Nebenform noch am Schluß des Jahrhunderts verwendet (vgl. unsere Tafel V) und dringt, wie wir gesehen haben (oben S. 30), sogar in die Minuskel ein. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ist es nicht selten im Worcesterer Cartular, wo der Kompilator die Schrift der Originalurkunden nachahmt.[1]) Die zweite Grundform mit Längsstrich und Schleife, also unser modernes Cursiv-*a*, ist von Anfang an die eigentlich lebendige Form der Insulare. Die Schleife ist zunächst ziemlich schmal im 8. und 9. Jahrhundert, der Stützbalken wird in der ersten Hälfte des

[1]) Birch, Chartularium Saxonicum, liest dieses, freilich nicht mehr runde, *a* oft fälschlich als *æ*.

9. Jahrhunderts gerne nach oben verlängert (vgl. unsere Tafel I); seltener greift er oben über, wie in der Minuskel (vgl. die Seite aus der Cura Pastoralis, Tafel III, und für die Minuskel Tafel X). Aber vom Anfang des 9. Jahrhunderts an verleitet die schiefe Federhaltung dazu den Bogen zu brechen, und bis 960 herrscht nun ein *a*, das in drei Zügen geschrieben wird, zwei mehr oder weniger senkrechten Schattenstrichen und einem Haarstrich, der circa 45° emporsteigt; ähnlich hatte schon das 9. Jahrhundert zum Teil sein *a* geschrieben, vgl. Tafel II und IV. Der Buchstabe bekommt dadurch eine fast dreieckige, spitze Gestalt, die in der irischen Schrift fest geworden ist und dort heute noch im Druck gebraucht wird. Nie tritt aber in England das Eckige in diesem *a* so hervor, wie gerade im 10. Jahrhundert. Dann erscheint mit dem Eindringen einer fremden Schrift auch in der Insulare ein *a*, das wohl kontinentale Beeinflussung zeigt. Der Buchstabe wird nun in zwei Strichen gebildet, einer Schleife und einem ganz leicht übergreifenden und abgebogenen Grundstrich (vgl. unsere Tafel VII). Das würde schon zeigen, daß das von Earle facsimilierte Fragment des Lebens der ägyptischen Maria, das das zweistrichige *a* enthält, nicht, wie er meint, in den Anfang, sondern ans Ende des 10. Jahrhunderts zu setzen ist. Aber auch die anderen Buchstaben, sowie die Federhaltung verweisen es dahin. Erst gegen den Schluß des 10. Jahrhunderts gewinnt diese neue Form des *a* die Oberhand. Während Beowulf A sie schon durchweg gebraucht — ebenso wie die Urkunden von 960, 961a, 962a und b, 972, 990 — schreibt B noch sein *a* nach alter Art. Der zweite Schreiber hat überhaupt offenbar in einer älteren Schule gelernt. Das zeigt er auch durch die häufige Verwendung des hohen *e*, das A nie gebraucht.

Dieses **e** mit hoher Schleife, das der römischen Cursive entstammt, stirbt am Ende des 10. Jahrhunderts fast ganz aus, nachdem es vorher sehr beliebt war (vgl. Tafel I, II und III). In den Urkunden fehlt es bis 975

nie. Eine Ausnahme bildet nur 904 (Tafel IV) und zwei Dokumente von 956, die beide von den Herausgebern der Facsimiles als zweifelhaft bezeichnet werden. Im letzten Viertel des Jahrhunderts herrscht Schwanken; dagegen weisen die sämtlichen Urkunden von 1000—1049 kein hohes *e* auf. In den Dokumenten König Æthelreds findet sich das hohe *e* bis 986, dann nicht mehr (vgl. Facs. of Anglo-Saxon MSS. III). Nur in der Ligatur *æ* hat auch späterhin das *e* eine größere Schleife. Damit ist ja natürlich noch nicht bewiesen, daß überhaupt niemand in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts diese Form des Buchstaben angewandt hätte, wohl aber sehen wir, daß sie damals keine große Rolle mehr spielte. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß sich in den Urkunden von 1049 und 1050 wieder einzelne hohe *e* einstellen. Auch die Handschriften stimmen dazu. Der Schreiber von Beowulf B kennt, wie schon gesagt, im Gegensatz zu seinem Kollegen A noch die ältere Form. Auch sonstige Anzeichen verweisen die Beiden in die letzten Decennien des 10. Jahrhunderts, wo das Schwanken im Gebrauch des hohen *e* herrscht. Natürlich wendet auch das Lauderdale-Manuscript des Orosius[1]), das noch an den Anfang des 10. Jahrhunderts gehört, den Buchstaben an. Ebenso hat die gleichzeitige Glosse des Lorica-Psalters aus dem Cerne-Codex[2]) das hohe *e*; und dasselbe gilt auch von den beiden ältesten Handschriften der altenglischen Annalen, dem Parker-MS. (Corp. Chr. Coll. Cambridge 173), dessen bei Thorpe facsimilierte Seite den Ursprung im Süden in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts deutlich zeigt (vgl. neben dem hohen *e*, das punktierte *t*, den Bogen auf dem *g*, das f-förmige *y*, und die schlechten Rundungen), und das MS. Cotton. Tib. A VI, dessen senkrechtere Federhaltung, punktiertes *y* mit divergenten Schenkeln, spitzes dreieckiges *a* und deutliche

---

[1]) Facsimile in der Ausgabe von Bosworth.

[2]) Facsimile in der Ausgabe von Kuypers. Spitzer Absatz bei Kurzstrichen ist hier schon selten.

Abstriche an den Kurzstrichen auf die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts weisen, die inneren Gründe, die zu derselben Datierung drängen, dadurch verstärkend. Daß die Cotton-HS. des Boethius König Alfreds (Cott. Otho A VI), die von Sweet und Wanley an den Anfang, von Thompson kurz hinter die Mitte des 10. Jahrhunderts gelegt wird, dasselbe hohe *e* enthält, erwähnt Sedgefield in der Einleitung zu seiner Ausgabe, p. XII.[1]) Denselben Buchstaben kennt auch das Blickling-MS. von 971.[2]) Im scharfen Gegensatz zu den älteren Fassungen kennen die beiden Annalenhandschriften aus dem 11. Jahrhundert, die Abbingdoner und die Worcesterer Version (MS. Cotton. Tib. B I und B IV)[3]) kein hohes *e* mehr. Dieses fehlt auch in der HS. Cotton. Claud. B IV, die Ælfrics Heptateuch enthält[4]), und mit ihrer breiten steilen Schrift auf die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts weist, ebenso wie in dem Register des neuen Klosters von Winchester (Hyde Abbey), das unter König Knut geschrieben ist (MS. Stowe 960).[5]) Die erwähnte Beobachtung wird uns also veranlassen, ein Manuscript mit hohem *e* vor das Jahr 1000 zu setzen, wenn noch andere Gründe für diese Annahme sprechen. Für sich allein ist natürlich ein solches Einzelmoment nie zwingend.

Ganz selten findet sich das hohe *e* in Handschriften des 11. Jahrhunderts, wie in der Prudentius-Glosse des MS. Cotton. Cleopatra C VIII[6]), die dieser Zeit zugeschrieben wird. Das Gloucesterer Fragment vom Leben St. Swithuns, das auch ins 11. Jahrhundert gehört, hat auf sechs Folioseiten nur ein hohes *e*.

---

[1]) King Alfred's Old English Version of Boethius, ed. by W. J. Sedgefield, Oxford 1899.

[2]) Facs. bei Morris.

[3]) Facs. in Thorpes Ausgabe.

[4]) Facsimiliert von der Palæographical Society.

[5]) Facs. Pal. Soc.

[6]) Facs. Pal. Soc.

Die sogenannte Cædmon-Handschrift, Bodl. Junius XI,[1]) wird von den Herausgebern der Palæogr. Soc. Facsimiles dem ersten Teil des 11. Jahrhunderts zugeteilt, während Skeat sie ins 10. Jahrhundert verlegt. Es sind jedenfalls zwei recht verschiedene Hände zu unterscheiden: Skeat und die Pal. Soc. geben nur von der ersten, Bouterwek von beiden Beispiele. Die erste Schreibart, in der der Hauptteil des MS. geschrieben ist, ist sorgfältig, etwas eckig, mit dreistrichigem *a*, dessen erster Vertikalstrich etwas hervorragt, wie in der Urkunde von 988, ferner mit der Form des *y*, wie sie im 11. Jahrhundert allein herrscht, aber ohne den dort regelmäßigen Punkt. Die Langstriche sind nicht sehr groß und nicht so stumpf, wie in den meisten Handschriften des 11. Jahrhunderts. Das gibt auch Thompson zu, wenn er bei der Beschreibung seines Facsimiles (Pal. Soc. II, 14) sagt "The strokes above and below the line are short, without any of the exaggeration which appears later in the 11th century. The letter *a* partially retains the squared top prevalent in the 10th century". Die zweite Hand schreibt eine runde, sehr ungleichmäßige Schrift, mit einem punktierten Schluß-*t* und einem Minuskel-*a* mit übergreifendem Haken. Beide aber kennen das hohe *e*. Alle diese Momente machen die Entstehung des Manuscripts in den letzten Decennien des 10. Jahrhunderts wahrscheinlich. Ich stimme dabei mit Skeat überein, gegen die Palæographical Society, deren Ansicht von dem Herausgeber selbst nicht weiter gestützt ist.

Und noch etwas früher als die Cædmon-Handschrift möchte ich den Vercelli-Codex ansetzen, der uns in vorzüglicher Nachbildung zur Verfügung steht. Wülker sagt in der Einleitung zu dem Facsimile (p. VII): „Die Handschrift stammt der Schrift nach offenbar aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts“. Dagegen spricht mir aber der meist spitze Absatz der Tiefstriche, der sehr beliebte Gebrauch

[1]) Facs. Pal. Soc.; Skeat, Taf II.

des runden *s*, das *y* mit divergierenden Schenkeln ohne Punkt — die andern Formen, die eben genannte mit Punkt, nach links gebogene Schenkel mit und ohne Punkt, und die F-Form kommen auch vor, sind aber selten —, ferner das dreistrichige *a*, der geschwungene Horizontalstrich bei *t* und *g*, und zum Schluß unser hohes *e*. In ihrer Gesamtheit scheinen mir diese Elemente nicht auf die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts zu weisen, sondern etwa auf die Zeit von 960—980.

Der Exeter-Codex, der wohl um dieselbe Zeit entstanden ist, hat ebenfalls das hohe *e*. Auch diese Handschrift wird von Wülker und Schipper, die sie sehr genau kennen, in den Anfang des 11. Jahrhunderts gesetzt. Schipper begründete dies Germania 19, 237 damit, daß die Buchstabenformen jüngere seien als die des Hatton-MS. der Cura Pastoralis, des Lauderdale-MS. des Orosius und der Cotton- und Tanner-MSS. des Bæda. Aber dieser Grund spricht nur gegen die ersten Decennien des 10. Jahrhunderts. Wir haben eine breite, eckige Schrift vor uns, mit vielfach spitzem Absatz der Tiefstriche, mit demselben *y* wie beim Vercelli-MS. und einem dreistrichigen, aber fast quadratischen *a*, wie es zuerst in der Urkunde von 995 begegnet und im 11. Jahrhundert beliebt wird. Der letztere Umstand erschwert doch wohl auch eine so frühe Datierung, wie sie die Herausgeber der New Palæographical Society annehmen, die meinen, der Codex sei schon um 950 entstanden. Sowohl hier wie im Vercelli-MS. scheint mir der Einfluß von König Eadgars Hofschrift bemerkbar. Immerhin kann das Exeter-MS. wohl etwas älter sein als das von Vercelli.

Sehr mannigfaltig ist bei den Angelsachsen die Gestalt des in ihrer Sprache so häufig begegnenden **y**; doch lassen sich auch hier die einzelnen Typen ziemlich scharf chronologisch abgrenzen. Die Form in einem Zug mit der Schleife, wie sie Tafel I und II aufweisen, findet sich im 8. und in

der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts: in den Urkunden 734—838 mit wenigen Ausnahmen. Dann tritt sie hier nicht wieder auf. Gelegentlich kommt sie noch im Hatton-MS. der Cura Pastoralis vor (vgl. das Facsimile von Alfreds Vorrede bei Skeat, Tafel I, Zeile 6 und 11). Von Anfang an wird daneben auch die Form ohne Schleife, ebenfalls mit nach auswärts gebogenen Schenkeln, gebraucht, und zwar sowohl mit tiefem — unten verschieden auslaufendem — als, im 9. Jahrhundert, mit kurzem Längsbalken (Tafel I, III, IV, V). Dieser ist stets der linke Strich. Der Typus wird bis ca. 970 sehr häufig geschrieben, dann stirbt er ab. Er begegnet noch ganz sporadisch 988 mit einem Punkt, 998 (Tafel VI), 1038b und, ebenfalls punktiert, 1017 und 1046. Wir finden ihn in Alfreds Cura Pastoralis (Tafel III und bei Skeat, Tafel I), in der Lindisfarne-Glosse (Mitte des 10. Jahrhunderts), im Exeter- und im Vercelli-Codex, die Kurzform in der Lorica-Glosse und der mercischen Vespasian-Glosse, die beide um 900 geschrieben sein dürften. Eine dritte Form hat beide Schenkel nach rechts gebogen und übereinander gestellt, so daß sie einem *F* ähnlich sieht (Tafel I und III). In den Urkunden kommt sie 810 (Tafel I) und sehr häufig in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts vor. Später haben wir den Eindruck eines altertümlichen Buchstaben, wie in der überhaupt stark archaisierenden Urkunde von 995. Es ist die Form des Epinaler Glossars aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts, des Hatton-Manuscripts der Cura Pastoralis, der Lauderdale-Handschrift des Orosius und der Parker-Handschrift der Annalen, die ja alle dem Ende des 9. oder dem Anfang des 10. Jahrhunderts angehören. Gelegentlich taucht sie auch im Exeter- und im Vercelli-Codex auf. — Alle diese Formen werden aber im Laufe des 10. Jahrhunderts verdrängt von einem *y* mit oben einwärts gebogenem rechtem Schenkel (dem Stützbalken, vgl. Tafel V—XII), das zwar schon in der eckigen Halbunciale der westsächsischen Königsurkunde von 778 einmal

auftaucht, aber dann erst in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, 860 und 862, wieder vereinzelt bemerkt wird. Von 930 an gewinnt dieses *y* dann stetig an Boden, und um 970 hat es fast die Alleinherrschaft errungen. Der Schreiber der Blickling-Predigten (971) gebraucht diese Form. Zunächst ist der rechtsstehende Langschenkel am unteren Ende meist nach links eingebogen, von 950 an aber meist nach rechts. Das 11. Jahrhundert kennt fast nur diese Form.

Um das kurze *y* vom *v* unterscheiden zu können, hatte man es schon sehr früh mit einem Punkt versehen: vgl. die westsächsische Halbunciale 778. Bei den langen Typen hatte dieser Punkt keinen Zweck und verschwand daher bald bis auf wenige Reste. Als aber mit der Schriftreform am Anfang des 10. Jahrhunderts wieder die alten Buchstaben der Halbunciale aufkamen, wurde auch das punktierte *y* wieder modern, und namentlich von 950 ab wird die unpunktierte Form seltener. Das 11. Jahrhundert kennt fast nur noch das *y* mit dem Punkt. Unpunktierte *y* mit oben einwärts gebogenem rechtem Schenkel haben die Cædmon-Handschrift und das Waldere-Bruchstück, punktierte beide Teile des Beowulf, das Cotton-MS. des Orosius, Ælfrics Heptateuch (Cott. Claudius B IV), das Register von Hyde Abbey und die dem 11. Jahrhundert angehörenden Handschriften der Annalen (C und D). Das Waldere-Bruchstück dürfte nach 1000 anzusetzen sein. In dicker Schrift mit stumpfen Absätzen geschrieben, kennt es kein hohes *e*, das zweistrichige *a* mit leicht übergreifendem Haken wie Beowulf A, das hohe *s* der Minuskel und, ganz eigentümlich, auch ein hohes *f*, das dem *s* nachgebildet ist und ebenfalls der fränkischen Schrift entstammt. Die Feder ist senkrecht angesetzt.

Das Runenzeichen þ, das sich zuerst im Corpus-Glossar (Anfang des 8. Jahrhunderts) findet, wird in den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts auf einzelnen mer-

cischen und kentischen Urkunden (811, 814a, 814b, 835) neben *ð* gebraucht. Dabei macht sich gleich das Bestreben geltend, *þ* im Anlaut, *ð* im In- und Auslaut zu verwenden. Im allgemeinen aber kennt das 9. Jahrhundert nur *ð*. Erst mit der Reform der Schrift unter Æthelstan dringt ganz plötzlich das *þ* vor. Die Urkunde Werfriths von 904 (Tafel IV) hat nur ein einziges *þ*, die Dokumente in der neuen Schriftart von 931 (in dem angehängten altenglischen Testament), 933, 939a, 939b, 940 usw. kennen überhaupt nur noch diesen Buchstaben. Unter den Handschriften macht zuerst das Lauderdale-MS. des Orosius ausgiebigen Gebrauch von *þ*, das dem Ende des 9. Jahrhunderts zugeschrieben wird. Aber, wenn wir sehen, daß auch das *a* desselben Manuscripts die dreistrichige Form des 10. Jahrhunderts aufweist, so liegt es nahe, anzunehmen, daß das Datum etwas zu früh angesetzt sei. Denn man darf bei Handschriften, die allein mittels der Palaeographie datiert werden können, natürlich nur in ganz zwingenden Fällen supponieren, daß sie Neuerungen viel früher als die äußerlich datierbaren Denkmäler einführen.[1]) Auch der Schreiber des Parker-MS. der Annalen, erste Hand, gebraucht fast ausschließlich *þ*, wie die Ausgabe von Thorpe zeigt. Im Laufe des 10. Jahrhunderts wird dann das *þ* immer allgemeiner üblich. Wo daneben *ð* auftritt, sind die Zeichen gewöhnlich functionell so geschieden, daß im Anlaut nur *þ*, im Auslaut nur, oder doch zumeist, *ð* gebraucht wird: so in den Urkunden von 961, 962a, 962b, 966, 969 (Tafel V). Überall in den Urkunden des 11. Jahrhunderts (bis 1060) finden sich beide Formen, und fast stets in strenger Scheidung: nur im Inlaut herrscht Schwanken. Auch die Handschriften verhalten sich zumeist ebenso. Eine Vergleichung der Paralleldrucke in Thorpes Ausgabe der Annalen zeigt, daß vor

[1]) Sievers, Angelsächsische Grammatik^3, § 199, Anm. 1, meint, auch die Glosse Farmans zu den Rushworth-Evangelien bilde eine Ausnahme, indem sie *þ* gebrauche: aber sie ist nicht früher als 930—940 anzusetzen, wo *þ* schon allgemein üblich war.

891 die Handschrift A fast nur das runische *þ* verwendet, während die jüngeren Handschriften B, C, D, E gewöhnlich scharf zwischen *þ* im Anlaut und *ð* im Auslaut scheiden: B stammt — in dieser Partie — aus der zweiten Hälfte des 10., C und D aus dem 11., E aus dem 12. Jahrhundert. Das Exeter-MS. hat in 500 Versen (Crist 1—250 und Guðlac 1—250) noch 66 *þ* im In- und Auslaut, der Vercelli-Codex (Elene 1—250 und Andreas 1—250) nur 7, die Cædmon-Handschrift ebenfalls in 500 Versen (Genesis 1—250 und Exodus 1—250) 14, die aber sämtlich auf Genesis 1—123 fallen. Die Zahlen für anlautendes *ð* sind in den drei Manuscripten ziemlich gleich (Exeter 17, Vercelli 19, Cædmon 24). Der Regel nach steht *þ* in dieser Zeit, d. h. nach 960, inlautend nur am Anfang der zweiten Glieder der Composita. Als Majuskel wird jedoch gleichzeitig gerne *Ð* verwendet. Die Form des *þ* ist insofern im 11. Jahrhundert verändert, als der Teil des Langstrichs über der Schleife mindestens ebenso, manchmal aber auch doppelt so groß ist, wie der unter ihr. Die Schleife selbst ist rund, nicht mehr dreieckig, wie im 10. Jahrhundert.

Ein ähnlicher Unterschied im Gebrauch der beiden Formen, wie bei der interdentalen Spirans, findet sich beim **s**. Aber man ist hier lange nicht so konsequent. Nur das Streben tritt deutlich hervor, das tiefe *s* der Insulare als Schluß-*s* zu verwenden, während im An- und Inlaut gewöhnlich das lange *s* geschrieben wird. Das gilt wenigstens von der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts und läßt sich in vielen Urkunden und auch in Handschriften nachweisen.

Die Wichtigkeit der Abkürzungen zur Datierung von Handschriften ist in neuerer Zeit besonders von Ludwig Traube hervorgehoben worden. Die germanischen Völker besaßen in den Runen, deren jede ja ein Wort vorstellen konnte, ein besonderes Siegelsystem. Aber nur ganz selten

werden sie angewendet[1]), und dann meist als Buchstabenspiel. Mehr Lebenskraft besitzen die lateinischen Abkürzungen.

Mit der römischen Uncialschrift waren auch schon die tironischen Noten nach den britischen Inseln hinübergebracht worden, und in der cursiven Weiterentwicklung der Unciale hat man dann einzelne dieser Zeichen als Siegel in Gebrauch genommen. Aber für das Englische kommt nur ein einziges in Betracht, die tironische Note für *et*, die einen Haken darstellte (⁊). Sie findet schon frühzeitig auch in Texten der Volkssprache Verwendung. Und später, als in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die Noten in lateinischen Texten schon anfangen selten zu werden, bleibt das Zeichen für englisches *ond* im Gebrauch. Das 10. Jahrhundert, das *et* nicht mehr durch die alte Note ausdrückte, verwendet sie ganz allgemein für *and (ond).* Und in dieser Stellung blieb sie erhalten bis in späte Zeiten, lange das alte Angelsachsentum überdauernd. Die bis 900 ebenfalls sehr gewöhnliche Note für *est* (÷) scheint man im Englischen gemieden zu haben. Sie findet sich im lateinischen Text der Urkunden noch hie und da (933, 966) im 10. Jahrhundert. Dasselbe gilt von der für die Inselschrift charakteristischen Note h̃ für *autem*, die selteneren ⱶ für *enim*, ɘ für *eius* und von ł für *vel*; die letztere wird, namentlich in den Glossen, gelegentlich auch für englisches *oððe* gebraucht.

Schon frühzeitig kommt übrigens, besonders in den Urkunden, die Zusammensetzung *⁊lang* für *andlang*, aber auch Formen wie *⁊swaru*, *⁊saca*, *⁊wig* (Exeter-MS.) vor, in denen das Siegel wie im Lateinischen *(per-, prae-, pro-)* nicht für den Begriff, sondern nur für die Silbe genommen wird.

Im Englischen spielen überhaupt die Abkürzungen eine ganz unbedeutende Rolle. Nur die Interlinearglossen, wo der Raum beschränkt war und das darunterstehende lateinische Wort doch auch zur Entzifferung herangezogen werden konnte,

[1]) Verwendung der Runen *dæg* und *man* für die Gattungsbegriffe erwähnt Wanley in der Vorrede zu seinem Catalogus.



weisen sie in größerem Umfange auf.[1]) Allgemein seit dem 10. Jahrhundert — d. h. seit das *þ* zur Herrschaft gelangte — ist die Abkürzung von *þæt (þet)* mittels eines oben durchstrichenen *þ* üblich (siehe Tafel VI und folgende).[2]) In den Markbeschreibungen der Urkunden vertritt dieses durchstrichene *þ* auch das hier häufig verwendete *þanon* (*þonne*). Sonst treten nur die geistlichen, weniger die weltlichen Titulaturen in Abkürzungen hervor. Dabei lassen sich einzelne Unterschiede in der Tat chronologisch fixieren. Die Urkunden führen solche Titel meist lateinisch an — und hier scheint der Modus zunächst recht willkürlich gehandhabt zu werden: *episcopus* findet sich im 8. und 9. Jahrhundert abgekürzt als *episc̄* in 20 Dokumenten, als *epis̄* in 14, als *ep̄i* in 6 (in 3 anderen ist es Genetiv), als *ep̄s* ebenfalls in 6 und als *episcop̄*, *epis̄ps*, *ep̄* in je einem. Die verschiedenen Prinzipien, Weglassung von Auslaut (Apokope), Auslassung von Inlaut (Synkope), gehen also hier durcheinander. Das ändert sich im 10. Jahrhundert: im Anfang kommt auch hier noch *epc̄* 909, *epsc̄* 931, *epsc̄s* 934 vor; aber von da an ist nur noch die Form *ep̄s* üblich. Sie findet sich bis zur Normannenzeit in fast 40 Urkunden. Nur einmal, 984, erscheint neben der ausgeschriebenen Form auch *archi epis̄* und einmal, 1021, *ep̄c*.

Für das Englische bieten die Urkunden erst im 11. Jahrhundert größeres Material, dagegen können wir für die Chronologie die Paralleldrucke der Annalenhandschriften gut verwerten. Da zeigt sich dann, daß in der ältesten Zeit bis etwa 890 — hier ist natürlich nur das Parker-MS. zu verwenden — der Auslaut weggelassen wird. Es heißt stets *bisc̄*, *ercebisc̄ (ærcebisc̄*, *arcebisc̄)* für *biscop, ercebiscop, wint̄* für *winter, wintra.* Und diese Kürzungen werden auch im Compositum verwendet: also *bisc̄ dom* 690 etc., *bisc̄ rice* 867, *bisc̄ scira* 709, *wint̄ setl* 866 etc. Von da an schreibt man fast 100 Jahre, bis etwa Ann. 980, alles aus: also

[1]) Das stärkste in gelegentlichen Verkürzungen leistet der mercische Vespasian-Psalter (vgl. Sweet, Oldest English Texts, S. 186).

[2]) Unten durchstriches *þ* für *þurh* ist selten.

biscop 897 etc., *bisceop* 931 etc., *bisceop rice* 963 etc. Nur sehr selten finden sich Abkürzungen in dieser Periode: *bisp̄* — nach Analogie des im 10. Jahrhundert üblichen lateinischen *eps̄* — A 933, 934, *arcebisp̄* (als Dativ) B 731, einmal *bisc̄* noch A 951, und einmal *bis̄ dom* A 931. Das 11. Jahrhundert, von Ann. C 984 an, kennt nur die Abkürzung mittels eines durchstrichenen *b* (*ƀ*) für *bisceop*, und zwar sowohl isoliert wie in Zusammensetzungen: *ƀ rice* C 986 etc., *arceƀ rice* E 1030 etc., *ƀ stol*, *arceƀ stol* E 988, F 1006 etc. Das Wort *arcebisceop* wird als *arceƀ* gekürzt in A, C, D, E, dann als *arc̄ƀ* in C (988, 990) und mehr noch in dem nach einer Vorlage von demselben Typus arbeitenden E, und als ar̄ƀ in F (vgl. Ann. 1020 und 1022). Das Streben nach Kürzung scheint also mit der Zeit fortzuschreiten.[1]) Die übrigen gekürzten Wörter, *pp̄* für *papa* C 983, *aƀƀ* (selten *aƀƀt*) = *abbod* C D E 1011 etc., *pr̄* für *preost* D 1050 etc. (vgl. Tafel II), selten *pr̄s* (Werfrith 904, Tafel IV), *diac̄* für *diacon* 984, *cl* für *clerc* (Tafel V), *ealdorm̄* für *ealdorman*, *-men* C 992, 994 (*m̄* für *man*, *men* ist nicht selten) usw., kommen daneben kaum in Betracht, da sie nicht häufig genug sind und eine chronologische Ausbeutung nicht gestatten. Dasselbe gilt wohl auch von *Xp̄es*, *Xp̄e* für *Cristes*, *Christe*, auch als *Xp̄endom* E 1011, 1046, F 1048 für *cristendom* vorkommend, und von *sc̄e*, *sc̄s* für *sancte*, *sanctes*, die seit dem 10. Jahrhundert allgemein gebraucht werden. Sie zeigen zugleich, daß man in der späteren Zeit anfängt, die Abkürzungen mit Flexionsendungen zu versehen: ein Genetiv *sc̄s Agustinus* begegnet schon A 946. Aber daneben treten immer auch die unflektierten Formen auf: *arceƀ* für *arcebiscopes* C 992, E 1023 etc. *ƀ* für *bisceope* C 992 neben *ƀ es* E 994 etc. *ƀe* D 1023 etc.

Ein ganz eigentümliches Siegel ⌈, in der Form eines griechischen *Γ* für die Vorsilbe *ge-* findet sich in der Ur-

---

[1]) Dazu stimmt, daß in der Urkunde 1061, die aber wohl später geschrieben ist, *archiepiscopus* als *arc̄* abgekürzt wird.

kunde des Herzogs Ælfred 871—889.[1]) Dieselbe Vorsilbe wird zu $\bar{g}$ verkürzt in der HS. G der Annalen (Cott. Otho B XI), die der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts angehört, und gelegentlich auch sonst.

Eine Buchstabenkürzung, die nicht speziell insular und von den Tagen der Römer bis in die neueste Zeit im Gebrauch geblieben ist, ist endlich die Ersetzung des *n* oder *m* durch einen Strich über dem vorhergehenden Buchstaben.

Erst spät, im 12. Jahrhundert, dringen einzelne Kürzungen der Minuskel, wie die für *r (er)* und *i (ri)* ins Englische ein. Vgl. Tafel XII.

Die Gestalt des Kürzungsstrichs ist in der älteren Zeit verschieden: für den Abfall von *m* (*n* ist selten) wird ein etwa horizontaler Haarstrich gebraucht, der links durch ein nach oben, rechts durch ein nach unten gerichtetes Häkchen abgeschlossen wird, während die sonstigen Kürzungen durch eine geschwungene Linie (˜) bezeichnet werden. Vgl. auf unserer Tafel I in Zeile 7 *arc̃ ep̃is* und in der letzten Zeile *DÑO* mit den öfters begegnenden Abkürzungen für *m*, z. B. Zeile 15, 16, 17. Diese Scheidung scheint durchgeführt zu sein im Codex Moore von Bedas Historia Ecclesiastica, in den Notizen (darunter die Generalogien) des Cod. Cott. Vesp. B VI (811—814) und in einigen Urkunden vor 840 (798, 803 in Pal. Soc. I 23, 805 [Tafel I], 808, 811, 814b und c, 824, 831b, 835, 836, 838a und c), angestrebt, d. h. wohl in der Vorlage durchgeführt, im Epinaler Glossar. Nach 840 werden die beiden Zeichen meist ganz willkürlich gebraucht, wenn auch dann und wann noch eine Ahnung des ursprünglichen Verhältnisses dagewesen zu sein scheint. Aber im Norden, dessen Ent-

[1]) Gedruckt von Kemble II 120, Thorpe 480, Earle, Landcharters S. 149, Sweet OET No. 45. Astle hat zwei Zeilen facsimiliert, aber leider zufällig kein Beispiel des Γ. Vgl. auch das Siegel für dieselbe Vorsilbe im Wessobrunner Gebet, die (durchstrichene) Rune *gyfu*, das nach Braunes Vermutung auch aus England stammt.

wicklung durch die Danisierung etwas aufgehalten wurde, wird noch im 10. Jahrhundert in den Glossen der Lindisfarner Evangelien, wenigstens in großen Partien, der alte Unterschied gewahrt[1]); und ähnliches scheint auch von den Glossen des Rituals von Durham zu gelten.[2])

Ligaturen sind besonders in der älteren Zeit, im 8. und 9. Jahrhundert, häufig: hauptsächlich wird das *i* mit dem vorhergehenden Buchstaben zusammengezogen, wobei es meist nach unten verlängert wird: so schreibt man *tj*, *cj*, *hj*, *lj*, *nj*, *gj*, auch *tjo*, *tis* etc. in einem Zuge (vgl. Taf. II, Zeile 10 v. o. und 1 v. u., und die Probe auf S. 18). Die schon in der Unciale, noch mehr aber später in der Minuskel gewöhnliche Ligatur von *or* (vgl. Tafel XII) begegnet ein paarmal in Urkunden um die Mitte des 10. Jahrhunderts. Für das Englische ist indes nur die Ligatur von *ae* von Wichtigkeit, weil sie einen einzelnen Laut wiederzugeben hatte, seit im Lateinischen die Gruppe monophthongiert worden war. Schon die Unciale hatte dem *e* statt des *a* nur ein kleines Häkchen angehängt, und dieses *ę* kommt die ganze angelsächsische Zeit hindurch vor. Daneben schrieb man die Buchstaben in der älteren Zeit meist getrennt. Charakteristisch für die Insulare ist aber die Ligatur *æ*, die die anderen Formen mit der Zeit fast ganz verdrängt. Der Vokal *ö* wird im Gegensatz dazu *oe*, ohne Ligatur, geschrieben.

Das Altenglische kennt wie das Irische und dann auch die anderen germanischen Sprachen, eine besondere Be-

[1]) Nach einer freundlichen Mitteilung von Sievers; vgl. das Facsimile der Palæographical Society.

[2]) Das schließe ich aus der Unterscheidung bei Lindelöf. Das Facsimile der Palæographical Society zeigt keine wirkliche Konsequenz.

zeichnung der Vokalquantität: die Länge kann durch einen Accent über dem Vokal ausgedrückt werden. Aber die Schreiber sind hierin recht inkonsequent, und die meisten verwenden die Accente nur sehr spärlich. Zuerst treten diese ganz vereinzelt in den Corpus-Glossen auf, dann finden wir hier und da ein oder das andere Längezeichen im 9. Jahrhundert. Erst in den Handschriften König Alfreds werden sie etwas häufiger, wie das Facsimile aus der Cura Pastoralis zeigt. Aber auch das 10. und 11. Jahrhundert wendet sie nur gelegentlich an. Dabei werden von Anfang an die einsilbigen Wörter bevorzugt — im Beowulf tragen fast nur diese und die einfachen Vorsilben das Längezeichen — und nicht selten erhalten auch Kurzvokale wie *ón*, *ín*, *ún-*, *ís* den Accent.[1]) Es scheint, daß auch die Selbständigkeit des Wortes oder der Vorsilbe damit bezeichnet werden sollte; denn ebenso findet sich dieser Accent auch in lateinischen Schriftstücken auf Wörtern wie *sé*, *ín*, *ác*, *rús*, *rés* usw. Ein Beispiel für einen französischen Text bietet das Oxforder Roland-MS. mit *ós* (*audax*) oder *ós* (*ossa*). Die Gestalt dieses Längezeichens ist ein von links nach rechts schräg aufsteigender Haarstrich meist mit einem kleinen Schattenstrich als Federabsatz.

Ein Kürzezeichen, in Gestalt eines kleinen Häkchens über dem Vokal, tritt spät und ganz vereinzelt auf.

Häufiger wird, namentlich in der früheren Zeit, die Länge des Vokals durch Doppelschreibung ausgedrückt: *laam*, *liim*, *hood*, *buuk* in den Corpus-Glossen. Und dazu kann dann noch der Accent treten, wie *wíif* und *wiíf* in der Urkunde 835.

Die Interpunktion ist bei den Angelsachsen selten konsequent. Zur Bezeichnung einer Sprechpause wird ge-

---

[1]) An *u*- und *i*-Striche darf man dabei nicht denken, wie z. B. A. Krawutschke in seiner Dissertation über die Sprache der Boethius-Übersetzung des Königs Alfred (Berlin 1905) S. 5 tut.

wöhnlich ein etwas über der Zeile stehender Punkt (·) verwendet, und zwar gleichgültig ob die Pause eine größere oder kleinere ist. Dann findet sich seltener auch das Komma (,) in derselben Funktion. Unsere Tafel I zeigt 810 die unterschiedslose Verwendung von Punkt und Komma. Die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts bezeichnet gern die kleine Pause durch einen Punkt, die größere durch ein Komma — also gerade umgekehrt wie unser heutiger Gebrauch. Das Semikolon (;) wird später für die großen Pausen sehr beliebt. Für die kleineren tritt neben dem Punkt auch ein umgekehrtes Semikolon (⁏) auf, das sich in mehreren Urkunden von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts findet. Den Kapitelschluß bezeichnet gewöhnlich eine Kombination von drei Punkten oder zwei Punkten und einem Strich, auch einem Punkt und zwei Strichen: also :· :| :∾ ⁏∾ usw. Ein Punkt steht auch zur besonderen Hervorhebung vor und nach der Ziffer und vor und nach einem eigentümlichen Namen — entsprechend unseren Anführungszeichen — sowie endlich in der Poesie am Versschluß.

Ebensowenig wie in der Interpunktion darf man in der Worttrennung bei den Angelsachsen absolute Konsequenz erwarten. Aber in sorgfältigen Handschriften wird immerhin ein gewisses Prinzip deutlich. Man scheidet nach Accentgruppen: tieftonige Wörter werden mit dem Träger des Hochtons zusammengeschrieben, Wörter mit zwei starken Accenten schreibt man getrennt. Das wird sehr gut durch unsere Tafel III, die Seite aus König Alfreds Cura Pastoralis, veranschaulicht. Es wird nicht getrennt vom Folgewort: die Präposition (*togode* Zeile 22, *toforgiefnesse* 9), der Artikel (*Selæce* 1, *ondascire* 23), das Possessiv (*Hisweorc* 13, *hislare* 15), *đæs* (*đæsweorđe* 13), *đe* (*đetoreccend dome* 3, *đehebiđ* 27), *đæt* (*đæthim* 13, *đæthe* 16), *gif* (*gifhwelc* 18), *ac* (*Acgodes* 6, *acđæt* 11), *ond* (ond*to* 1, ond*hæfđ* 2), *ne*

(*negimđ* 5, *nehim* 6), *hû* (*hudearr* 22, 24), das Personalpronomen (*hesceal* 12, *wewiton* 26, *hegegremeđ* 27), relatives *swâ* (*suahe* 14). Das vorhergehende Wort ist der Accentträger in *suasua* Zeile 13, *hwelcse* 3, *miclesto* 1, *nânmonn* 20, *ođremenn* 11, *ođrummonnum* 23. Aber nur wenige dieser Regeln sind konsequent durchgeführt, wie bei *ond* und *ne*, meist stehen auch getrennte Formen neben den ungetrennten. Daß der Schreiber die Regel beachtete, sieht man auch daraus, daß er betonte Nebenformen unbetonter Wörter, die er aus Versehen mit dem Folgewort zusammen geschrieben hatte, nachher durch zwei Vertikalstriche trennt: *swa¦tolibbanne* Zeile 14, *Hu¦durrewe* 22, *to¦ruede* 17. Dagegen trennt man regelmäßig Composita, deren zweiter Teil auch einen starken Ton hat: *biscep hade* Zeile 4, *reccend dome* 3, *scom leas* 1, *lic homan* 5 (aber *licuman* 7 mit unbetonter Mittelsilbe), *ryht wisnesse* 10 usw. Dasselbe gilt auch von Eigennamen wie *Hrođ gar*, *Beo wulf*.

Neben den größeren Zwischenräumen findet man aber häufig auch kleinere, die eine Art Silbentrennung markieren, und es kann gar oft zweifelhaft sein, ob ein größeres Intervall oder ein kleineres oder gar keines beabsichtigt ist: vgl. auf unserem Facsimile aus der Cura Pastoralis *unlac-node* Zeile 2, *đro-wungū* 4, *tofor-gief-nesse* 9[1]). In vielen Handschriften, wie im Beowulf, wird auch die Vorsilbe *ge* stets vom Stützwort getrennt (siehe unsere Tafel I).

Daß derselbe Gebrauch, das Trennen nach Accentgruppen, ebenso für die lateinischen Texte gilt wie für die englischen, zeigt ganz klar die Urkunde des Bischofs Ealdred von 1058, unsere Tafel X.

---

[1]) Das ist auch im ersten Teil des Beowulf deutlich zu sehen. Über eine ähnliche Erscheinung im Altsächsischen vgl. Holthausen, Altsächsisches Elementarbuch, § 36.

Register.

Anm. Zur Erklärung einiger sonst nicht gebräuchlicher Termini technici sei hier noch das folgende bemerkt. Mit Anstrich bezeichne ich den Einsatz, mit Abstrich den Absatz der Feder in Form eines kleinen Strichs. Lang nenne ich Buchstaben die den ganzen Verticalraum einnehmen, wie *ſ*, *f*; kurz solche die nicht über die obere oder untere Engzeile hinausragen, wie *m*, *e*; hoch sind die Buchstaben die nach oben verlängert sind, wie *t*, *l*; tief solche die sich nach unten ausdehnen, wie *p*, *y*.

Verzeichnis der Verweise auf die Tafeln.

Buchstabenverzeichnis.

Handschriftenverzeichnis.

Die Anordnung ist ungefähr chronologisch.

Kells-Codex 16.
Vespasian-Psalter 12.
Codex Amiantinus 12.
Lindisfarne-Evangelien 14.
Corpus Glossen 13, 18, 42, 50.
Beda, Codex Moore 19, 48.
Epinaler Glossen 17, 24, 34, 35, 41, 48.
Genealogien 21, 48.
Durhamer Liber Vitae 16.
Computus von Ræegenbold 24.
Cura Pastoralis, Hatton-MS 23, 34, 36, 41, 50, 51.
Vespasian-Glossen 22, 41, 45.
Lorica-Glossen 37, 41.
Orosius, Lauderdale-MS 37, 41, 43.
Annalen, Parker-MS 26, 37, 41, 43, 44, 46.
Rushworth-Glossen 34, 43.
Durhamer Ritual-Glossen 12, 48.
Lindisfarner Evangelien-Glossen 35, 41, 48.
Boethius, Cotton-MS 38.
Exeter-MS 33, 34, 40, 41, 44.
Vercelli-MS 33, 39, 40, 41, 44.
Aethelwolds Benedictionale 28, 30.
Blickling-Homilien 38, 42.
Annalen B 37, 44, 46.
Cædmon-MS 39, 42, 44.
Orosius, Cotton-MS 33, 42.
Beowulf 33, 36, 37, 42, 50, 52.
Maria Ægyptiaca 36.
Waldere 42.
Register von Hyde Abbey 38, 42.
Ælfrics Heptateuch, Claud. B IV 38, 42.
Prudentius-Glossen 38.
Annalen G 48.
Swithun 38.
Annalen C 38, 42, 44, 47.
Annalen D 38, 42, 44, 47.
Salisbury-Glossen 29.
Worcesterer Cartular 35.
Annalen E 44, 47.
Annalen F 47.



Weimar. — Druck von R. Wagner Sohn.